



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Dreunddreißigster Jahrgang.

N^o. 45.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Verdacht und Schuld.

Erzählung von E. Grun.

8.

Durch das tiefe Dunkel der Tannenwaldung hallte es wie der Schrei eines Raubvogels. Ein zweiter, ähnlicher

Vorsichtig wurden die Zweige auseinandergebogen und ein Mann trat auf die kleine Lichtung. Er blickte spähend nach allen Seiten, dann lehnte er sich gegen einen Baumstamm und verhielt sich ruhig.

Der Mann war Kurt von Krainstein. Sein hübsches Gesicht war bleich, aus seinen unter den zusammengezogenen Brauen finster blickenden Augen flammte ein Blitz des Zornes nach dem Fremden, welcher einige Minuten später zwischen den Tannen hervortrat und auf ihn zuschritt. Der Direktor ergriff die ihm dargereichte Hand desselben nicht und sagte in grollendem Tone statt aller Begrüßung: „Du mußt Dich verteuflert haben in Deinem Verstand, da Du mich am hellen Tage belästigst.“

Der Andere, ein untersehter junger Mann in anständiger Kleidung, den Arm in der Binde, lachte kurz auf, ehe er entgegnete: „Ein verdammte unfreundlicher Empfang für einen guten Kameraden, Herr von Krainstein!“ „Laß die Pöffen und sag' schnell, was Dich herführt, Tom. Es war Tollkühnheit, mir solche Botschaft zu senden. Hier sind wir nicht sicher genug. Weißt Du denn nicht, wie gefährlich die Dinge stehen?“

„Freilich weiß ich das. Der alte Schuft will mir doch nicht länger Unterstand geben. Für jede Stunde der Sicherheit verlangt er ein sündhaftes Geld. Mein Arm ist noch lange nicht in Ordnung, aber ich muß fort, sonst verrätst Du der Mann vor der Zeit.“

„Und das Getraide?“

„Ist verkauft. Das Geld bringe ich Dir als ehrlicher Mensch. 's ist genau die Hälfte des Erlöses, nach Abschlag der Regiekosten. Die gebungenen Leute arbeiten nicht umsonst. Keiner steckt

den Hals in die Schlinge, ohne seinen Lohn für das gefährliche Geschäft in Sicherheit zu haben.“

„Gib her!“ Krainstein nahm das ihm gebotene Päckchen, zählte die darin enthaltenen Banknoten nach und sagte zornig: „Eine lumpige Summe für die Verräthe. Du spielst falsches Spiel, Tom.“

„Hölle und Teufel, auch noch Vorwürfe und Mißtrauen,

wo es um meine Haut geht! Herr von Krainstein hat Alles vortrefflich arrangirt, um jeden Verdacht von sich abzulenken. Er ist rein von aller Schuld — aber nach den fremden Thätern sind alle Spürnasen auf der Suche. Ich allein habe den Einbruch versucht, die Schlüssel gestohlen, das Vorrathshaus ausgeräumt. Ich werde verfolgt und festgenommen, wenn ich dumm genug bin, mich fangen zu lassen. Du leugnest Alles ab, kennst mich nicht und gehst leer aus, bleibst der noble Kavaliere nach wie vor.“

„Schrei' nicht so! Wer weiß, ob mich nicht Jemand in den Wald gehen sah? Auch mir droht Gefahr. Ich bin von Feinden, von Spionen umgeben. Der verfluchte Brief hat Alles verderben. Gott verdamme den John Hastings. Und der Matrose bringt mich vollends in's Unglück; ehe er sich so weit erholt, um auszulauern, was er weiß, muß auch ich von hier fort sein. Freilich, bis dahin sind noch ein paar Tage Zeit.“

„Warum gehst Du nicht gleich? Das Geld hast Du jetzt; komm' mit mir.“

„Nein. Du sollst allein verschwinden. Für des Alten Verschwiegenheit will ich sorgen. Ich will noch hier bleiben.“

„Vielleicht um Deiner spröden Dame willen? Du bist ein Narr!“

„Sie hat mich dazu gemacht!“ rief Krainstein wild. „Sie behandelt mich wie einen Verbrecher und ist nicht besser als ich. Aber noch ist nicht jede Hoffnung verloren. Ich werde ihren Troß brechen! Meine Rache ist angebahnt — sie wird mich zum Ziele führen. Wenn mein Plan gelingt, dann gehe ich nicht allein von Krainstein.“

„Du bist ein Narr!“ wiederholte Tom. „Es gibt schöne Mädchen — aber hörst Du!“ unterbrach er sich, „was war das?“

„Ein Wagen fährt auf der Straße unten vorbei,“ sagte Krainstein, schlich durch den Wald nach einer Stelle, wo der Berg steil abfiel und einen Ausblick in das Thal am Flusse gestattete, spähte vorsichtig hinab und kam zu seinem Gefährten zurück.

Nach einigen Minuten trennten sich die beiden Männer. Eine halbe Stunde später ritt Krainstein in den Schloßhof ein.



Sympathie. Gemälde von H. Schlesinger.

Nach einer Photographie im Verlag der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

In dem Wagen, dessen Rollen die sauberen Gesellen aufgeschreckt hatte, kehrte Kapitän d'Estrelli an der Seite des Rechtsanwalts von einer Fahrt nach der Stadt zurück. Die beiden Herren hatten meist stumm neben einander gefahren und erst als der Gutsbesitzer im Zimmer des Rechtsanwalts war, sagte er:

„Es fehlt uns doch jede Gewissheit, die einen so schweren Verdacht rechtfertigen könnte. Bis jetzt kann ihm keine Lüge nachgewiesen werden.“

„Ich denke doch, Herr Kapitän. Die amerikanische Geschichte ist meiner Ansicht nach klar genug. Der Zettel dient als Beweis. Hastings schreibt ausdrücklich, daß die Probe damit genügt, um ungewissheit zu zeigen, ob der hiesige Kurt von Frainstein der richtige sei. Dieser müsse das Pergamentblatt sofort wieder erkennen, ja, die zweite Hälfte desselben aus den Flammen von seines Vaters Farm gerettet haben und noch besitzen. Hielt er doch gleich seinen Eltern das Erbstück seiner Urahne mütterlicherseits, das dieselbe von einem sterbenden Araber zum Danke für genossene Gastfreundschaft und Pflege als glückbringendes Amulet erhalten, hoch in Ehren und theilte es, als Beweis seiner innigen brüderlichen Liebe, mit dem Freunde, als ihm derselbe einst das Leben rettete. Der Direktor aber gab über das Blatt eine schmerzliche Erklärung, die ich durch meine List, von einer lustigen Studentenverbindung zu sprechen, veranlaßte. Das deutet zweifellos auf einen Betrug.“

D'Estrelli neigte das Haupt. „Allerdings,“ entgegnete er, „ist hier Betrug im Spiele. Wo aber ist der Betrüger zu suchen? Dieser Hastings mit seinen beabsichtigten Geschäftsverbindungen erscheint mir selbst verdächtig. Wie, wenn der lustige Student von damals seinen ehemaligen Kameraden jetzt aus irgend einem Grunde haßte, ihn absichtlich kompromittieren wollte? In diesem Falle erschraf Frainstein, weil er den böshafsten Anschlag errieth, wollte aber doch keine genügende Aufklärung geben und schwieg zu seinem Nachtheile. Auch Ihnen muß sich die Frage aufdrängen, warum Hastings nicht den Weg durch die Gesandtschaft wählte, um seine Erkundigungen einzuziehen.“

„Den langweiligen Weg, den Sie, Herr Kapitän, jetzt betreten haben, um sich über die Person des Briefschreibers zu informieren, den lassen eben gar manche Leute beiseite liegen.“

„Mit Unrecht, Herr Doktor. Er ist der einzige sicher zum Ziele führende. Ich will mich nicht zum Anwalt meines Vaters aufwerfen; ich gestehe, daß auch ich ihm gegenüber nicht frei von Mißtrauen bin, aber für einen Fälscher und Diebsgenossen kann ich ihn nicht halten. Ist es denkbar, daß meine Tante durch zwei Jahre hindurch einem Manne so unbedingtes Vertrauen geschenkt hätte, um ihn selbst zum Gatten ihrer geliebten Pflanztochter zu bestimmen, ohne Beweise der Gediegenheit seines Charakters zu haben?“

„Des Direktors Papiere sind allerdings gut,“ sagte der Advokat nachdenklich. „Möglich, ich thue ihm Unrecht mit meinem Verdachte. Hoffentlich bringt Beppo's Aussage etwas Licht in dieß Dunkel.“

„Meinen Sie, Frainstein würde diese Aussage so ruhig hier erwarten, wenn er sie zu fürchten hätte? Auch Fräulein Gertrud rath mir zur Vorsicht. Sie scheint ihre Meinung über Frainstein's Werth modifiziert zu haben. Vielleicht kommt, wenn Alles klar geworden, die von der Verstorbenen geplante Verbindung doch noch zu Stande.“ Die letzten Worte hatte der Kapitän leise vor sich hin gesprochen, jetzt schweigend er und blickte sinnend zu Boden.

„Herr Kapitän,“ begann der Rechtsanwalt nach einer Pause und räusperte sich verlegen, ehe er fortfuhr, „es gibt da noch eine Angelegenheit, von der ich Ihnen seit Ihrer Rückkunft täglich Mittheilung machen wollte. Ich unterließ dieß immer, aber jetzt darf ich nicht länger schweigen.“

„Sprechen Sie, Herr Doktor. Hoffentlich handelt es sich nicht wieder um Betrug und Verdacht. Diese sind mir in der Seele zuwider.“

Fels hatte zu viel gesagt, um nicht fortfahren zu müssen. Er holte das Verzeichniß hervor und erzählte, wie es in seine Hände gelangt sei.

D'Estrelli sprang auf und rief:

„Und Sie wagen es, das edle Mädchen in diese Diebstahls- und Betrugsgeschichte verwickeln zu wollen, Herr? Wissen Sie denn nicht, habe ich es Ihnen nicht selbst gesagt, daß ich Gertrud die Hälfte meines Erbes geboten? Sie wies mich ab. Nichts will sie von mir annehmen, nicht einmal eine Aussteuer, wenn sie sich verheirathet. Sie hat meine Tante jahrelang mit seltsamen Opfermühen gepflegt, sie spricht heute von ihr als von einer Wohlthäterin, obgleich ihr dieselbe nichts hinterließ — und ein solches Wesen halten Sie eines gemeinen Verbrechens fähig!? Sehen Sie denn nicht die Seelenreinheit aus den Augen des Mädchens leuchten? Sind Sie so wenig Menschenkenner, um aus den Zügen von Gertrud's Angesicht nicht den Gelmuth, den Stolz eines stöckenlosen Charakters und eines redlichen Herzens herauslesen zu können? Ist Gertrud nicht das Ideal, das den erstirbenden Glauben des betrogenen, verzweifelnden Mannes an das Gute und Echte, das Reine und Hohe in der Brust des Weibes wieder belebt? Wenn diese Papiere, die da auf dem Bogen verzeichnet sind, den hundertfachen Werth hätten, den sie in Wirklichkeit repräsentieren, sie könnten mir keinen Ersatz bieten für den Verlust, den ich erlitt, wollte ich nur einem Gedanken des Mißtrauens Raum geben gegen die einzige

Frauenseele, an deren makelloser Reinheit ich glaube. O, dieses Erbe hat mir nur Kummer und Unruhe gebracht! Ich habe es widerwillig angetreten, obgleich ich arm war, mein Vermögen verloren hatte. Es gehörte mir nicht. Für mich liegt ein Fluch darauf — der Fluch der Ungerechtigkeit! Und ich sollte es dulden, daß man Diejenige, der es von Rechtswegen gebührt, verdächtigt, einen Theil dieses Vermögens gestohlen zu haben? Hätte Gertrud die Papiere genommen, dann wären sie ihr Eigenthum geblieben, ich hätte sie ihr nicht abgefordert — aber sie hat nichts genommen, kein Blatt Papier — nichts aus dem Kiste, dessen Schlüssel ihr anvertraut gewesen — nichts, sage ich Ihnen! Ich bin bereit, Jeden als Lügner, als Verleumder niederzuschlagen, der nur mit einem Hauche dem Verdachte Ausdruck gibt, als sei das Mädchen einer solchen That fähig. Sie ist unschuldig — eine ruhlose Hand legte das Verzeichniß in jenes Buch. Es soll umsonst gewesen sein. Da haben Sie das Verzeichniß, das Altschuld — und wehe der Frau, die davon zu sprechen wagt — ich brandmarkte sie öffentlich als elende Verleumderin!“

Der junge Mann ergriff den Papierbogen, rief ihn mitten entwei und warf die Theile zu Boden.

Die klaren Augen des Rechtsanwalts lagen voll auf ihm. Der alte Herr blickte sich gelassen, hob die Stücke des Verzeichnisses auf, legte sie auf den Tisch und sagte ruhig:

„Meine persönliche Ansicht über Fräulein Stauffacher's Charakter stimmt im Allgemeinen mit der Ihrigen überein. Ich bin nicht Ankläger, sondern nur Berichtstatter gewesen. Die Thatfache der Auffindung des Verzeichnisses mußte ich Ihnen, dessen Interesse als Erben der Freiin von Frainstein gefährdet erschien, mittheilen. Ich habe Ihre Antwort.“ Er deutete auf das zerrissene Schriftstück. „Aber ich halte es für meine Pflicht, Sie auf Einiges aufmerksam zu machen. Namentlich wäre es gut, wenn Sie die Frage in Erwägung ziehen wollten, die da lautet: Wird sich der Verdacht auf solche Weise beseitigen lassen?“

Alonso beschattete die Augen mit der Hand und blickte lange schweigend vor sich nieder. Mit einem tiefen Seufzer richtete er sein Haupt endlich auf und bat den Advokaten, ihm einen Rath zu ertheilen.

Man kam überein, daß Doktor Fels unter irgend einem Vorwande bei den Bankiers der benachbarten Großstadt nachfragen solle, ob die betreffenden Werthpapiere bei ihnen gekauft oder verkauft, die Coupons dort eingelöst wurden. An Gertrud wollte der Kapitän keine Frage richten, sie durfte nicht belästigt werden. Die Schritte des Advokaten sollten nur die mögliche Eruirung des Schuldigen bezwecken, der das Verzeichniß in jenes Buch gelegt, um den schimpflichen Verdacht auf das junge Mädchen zu lenken.

Als der Jurist die Bemerkung hinwarf, daß es vielleicht Frainstein gewesen, der Rache geübt, weil das Fräulein ihn zurückgewiesen, nahm sich d'Estrelli fast heftig seines Vaters an. Er hielt denselben, trotz aller Anzeichen des Gegentheils, für einen Ehrenmann, glaubte nicht an die Mißthat desselben bei dem Einbruch im Schlosse und der damit zusammenhängenden Ausräumung des Getraidemagazins am Flusse, dessen Vorräthe auf unerklärliche Weise entwendet und fortgeschafft worden waren. Die Nähe der Landesgrenze mußte den Dieben bei Weiterbeförderung der gestohlenen Feldfrüchte trefflich zu Statten gekommen sein. Man hatte es offenbar hier mit einer wohlorganisirten Gaunerbande zu thun. Der Kapitän hatte auf Haftverwahrung des Räubersführers derselben einen Preis ausgesetzt.

Den Kopf voll unruhiger Gedanken, kehrte der Schloßherr heim. Er setzte sich auf den Balkon seines Arbeitszimmers und ging die mit der letzten Post eingelaufenen Briefe und Schriftstücke durch; oft aber, wenn zwischen den Bäumen des Parks eine hohe, schlanke, dunkel gekleidete Frauengestalt sichtbar ward, hielt er in seiner Beschäftigung inne und blickte hinab.

Mechanisch griff der Kapitän zuletzt nach den Zeitungen, da fiel ihm aus einer derselben noch ein kleines, unansehnliches Briefchen entgegen. Er öffnete auch dieses, es trug den Poststempel der benachbarten Stadt und las:

„Fräulein Gertrud Stauffacher hat in der Todesnacht der Freiin von Frainstein dem Sekretär derselben heimlich ein Paket entnommen und zu sich gesteckt. Ein Augenzeuge der That.“

Die Röthe des Jorns färbte Alonso's Wangen. Im nächsten Augenblicke war der anonyme Brief in kleine Stücke zerrissen, die der Abendwind spielend forttrug.

Der Schloßherr sank in seinen Sessel zurück, stützte den Kopf in die Hand und überließ sich seinen quälenden Gedanken. Wer war dieser Feind des Mädchens — dieser Verleumder? Denn jedes Wort der Denunziation war Lüge. Nicht der leiseste Zweifel an Gertrud's Ehrenhaftigkeit stieg im Herzen des Kapitans auf. Er rief sich die Tage der Vergangenheit zurück, bis zu demjenigen, an welchem er den Schützling seiner Tante, das blasse, schwächliche Schweizermädchen mit den dunklen, ausdrucksvollen Augen, zum ersten Mal gesehen. Schon damals hatte das Kind etwas Vertrauensweckendes gehabt, das ihn unwiderstehlich anzog. Gertrud war des Seceffiziers Schülerin geworden; er hatte ihrem regen Geiste die Bahn zu erstem Studium geöffnet und dann wieder im Verein mit dem alten Matrosen durch Erzählung wunderbarer Abenteuer des Kindes Phantasie mit den Gestalten der Seehelden und Schiffsleute bevölkert. Wie schnell war dem jungen Manne stets die

Zeit seines Aufenthalts in Frainstein verflossen, wo er bei seiner Tante die Liebe einer Mutter, bei Gertrud die Zärtlichkeit einer Schwester fand! Wie hatten damals des Mädchens Augen geleuchtet, wie hatte ihr rother Mund gelacht, ihr ganzes Gesichtchen in sonniger Heiterkeit gestrahlt!

Vor sechs Jahren, da hat Alonso von seiner geliebten Schwester Abschied genommen — um sie erst nach dem Tode ihrer Pflegemutter wiederzusehen. Welch eine Umwandlung war in dem Wesen des jungen Mädchens eingetreten!

Hatte Gertrud wohl eine Ahnung von den Plänen seiner Tante gehabt? War ihr der Inhalt jenes Briefes, der dem Neffen den Wunsch der mütterlichen Beschützerin nannte, bekannt gewesen?

Der junge Mann ruft sich die dort unten auf dem Plateau der Schlucht vor fünf Jahren durchlebte Szene zurück. Er meint seine eigene Stimme zu hören, welche die Geschichte erzählt, warum er an eine Heirath mit Gertrud nicht denken darf. Er ist bereits vermählt; seine Gattin eine Künstlerin, deren Vorzüge er mit den glühenden Farben der Leidenschaft ausmalt, ohne seine Zuhörerinnen zu erwärmen. Sie stößt ihn zurück — sie will nichts mehr von dem entarteten Neffen, der eine Cirkusreiterin zum Weibe genommen, wissen — sie entzieht ihm — und was mehr gilt, sie entzieht ihm ihre Liebe. Mit prophetischem Blick in die Zukunft sehend, sagt sie ihm sein Unglück, seine Schmach voraus.

Alonso seufzt bei der Erinnerung an jene Stunde. O, wie Recht hatte seine Tante mit dem Vorwurf, er habe den köstlichsten Demant um eines glänzenden Kiefels willen hingegeben! Ihre Worte haben mit dazu beigetragen, ihm die Augen über seines Weibes unwürdiges Treiben zu öffnen. Nur zu bald ist seine Verblendung gewichen — er hat erkannt, was er verloren.

Seither hat der Gedanke an Gertrud ihn nie verlassen, die Sehnsucht nach ihr ist in seinem Herzen nie erloschen. Und als er sie wiedergesehen, so ganz verändert und doch so vertraut, hat er gemeint, in ihrer Nähe müsse er von allem Leid gesunden. Ob sie ihm auch äußerlich fremd und kühl entgegentrat, er kannte ihr warmes Herz. Es täuschte ihn nicht und zeigte sich in seiner ganzen Größe, als jene Nachricht den Gatten an das Schmerzenslager der Gattin rief.

Seit dem Tode seines Weibes hat Gertrud's Bild mehr und mehr Besitz genommen von Alonso's Herzen. Er weiß, daß er das Mädchen liebt mit jener Liebe, von der sie gesagt, sie sei gleich fest und stark in allen Tugenden. Auf Gegenliebe darf er nicht hoffen, aber glücklich möchte er die Geliebte wissen; dieß ist sein theuerster Wunsch. Frainstein ist ihr von ihrer Pflegemutter zum Gatten erwählt worden — ihr Widerstreben, ihre Antipathie, was waren sie anders, als der Kampf des nach freier Wahl verlangenden Herzens gegen äußern Zwang?

Es muß so sein, denn jetzt, wo Verdacht und Mißtrauen den ihr bestimmten Verlobten unglücklich machen, ist sie stets zu seiner Vertheidigung bereit. Sie hat keine Ahnung, daß auch ihr selbst der Verdacht zu nahen wagt. Er soll ihr nicht nahen. Ihr Jugendfreund wacht über sie. Ihm muß es gelingen, den geheimnißvollen Feind des Mädchens unschädlich zu machen — es wird ihm gelingen. Dann — wehe dem Schuldigen!

9.

Die Schleier der Abenddämmerung senkten sich hernieder und umwoben auch im Zimmer des Matrosen Alles mit ihren Schatten.

Der alte Arzt saß an dem Bette des Verwundeten, dessen Brust sich in regelmäßigen Athemzügen hob und senkte. Die milde Luft des Sommerabends drang durch das geöffnete Fenster herein. Jetzt ward es auch wieder hell im Zimmer. Der Mond war drüben über dem Schloßhofe aufgegangen und sandte seine sanft leuchtenden Strahlen herein in die Krankenkammer.

Lautlos öffnete sich die Thüre und Gertrud trat auf Doktor Heller, der sich von seinem Bette sofort erhob, zu Leise, um den Schläfer nicht zu wecken, sagte sie: „Ich bin lange weggeblieben, nicht wahr? Hat er immer geschlafen?“

„Ja,“ entgegnete der Arzt und blickte in das mondbeschienene Antlitz des Mädchens, das ihm nie so bleich und so schmal erschienen war, wie jetzt. „Sie hätten noch länger spazieren gehen sollen, liebes Fräulein,“ fuhr er nach einer Pause in väterlichem Tone fort. „Sie bedürfen der Ruhe, der Erholung. Mit dem guten Manne da hat es keine Gefahr mehr. Ich hoffe, er ist mit seinem Kopfe bald wieder so weit in Ordnung, um in klaren Worten Rede und Antwort stehen und seiner edlen Pflegerin danken zu können.“

Gertrud trat näher an den Arzt heran und fragte: „So könnte mich der Verwundete ohne Nachtheil entbehren?“

„Gewiß, Fräulein Gertrud. Die Gefahr ist vorüber, die Besserung wird stetig fortschreiten. Ueberlassen Sie getrost Ihren Platz hier einem der Diener und thun Sie selbst etwas für Ihre Gesundheit. Sie sehen nicht gut aus, liebes Kind.“

Er wollte ihre Hand erfassen, doch sie hinderte es, indem sie an das Bett des Verwundeten eilte, ihm den Tranke zu reichen, nach welchem er jetzt verlangte.

Der Matrose schlief wieder ein.

Doktor Heller empfahl sich.

Gertrud trat an das Fenster und blickte zum Himmel empor. „Für mich ist es Zeit zu gehen,“ flüsterte sie und schlang die bebenden Hände in einander.

„Gertrud!“ sagte plötzlich Alfonso's Stimme an ihrer Seite, „was fehlt Ihnen? Wer hat Ihnen etwas gethan? Wer hat es gewagt, Sie zu beleidigen? Sprechen Sie! Ich muß wissen, was Sie drückt. O, schenken Sie mir Vertrauen, wie eine gute Schwester! Sagen Sie mir, was geschehen ist!“

„Nichts,“ hauchte sie kaum hörbar.

Er näherte sich ihr rasch. Da flatterte ein schmaler Streifen Papier von seinem Arme zu Boden. Er achtete nicht darauf; das Mädchen aber bückte sich, hob den Zettel auf und las im Lichte des Mondes deutlich die Worte: „Fräulein Gertrud Stauffacher hat“ darauf — weiter unten: „heimlich,“ das Uebrige fehlte. Aber sie wußte genug — kannte sie doch nur zu wohl diese Schriftzüge. Dieselbe Hand hatte auch ihr den anonymen Brief geschrieben.

Gertrud senkte tief das Haupt, ihr Busen wogte, aber sie sprach nicht, bis der Kapitän, dem es entgangen war, daß sie die bedeutungsvolle Zeile gelesen, mit angstvoller Betonung nochmals fragte: „Gertrud, was ist geschehen?“

Da richtete sie sich auf und sagte, ohne seine Frage zu beachten, entschlossenen Tones: „Herr Kapitän, Sie kommen, um Aufklärung von mir zu verlangen, Rechenschaft zu fordern. Ich sehe auf Ihrer Stirne Ihre Gedanken, ich lese in Ihren Augen das Mitleid Ihres Herzens. Sie möchten mich schonen. Ich danke Ihnen dafür, aber ich nehme es nicht an. Fragen Sie! Ich bin bereit zu antworten.“

Sie stand ruhig, das Antlitz ihm zugewandt, da und blickte ihn fest an. Als wäre er auf einer Schuld ertappt worden, stammelte er: „Was sollte ich zu fragen haben?“

„Das will ich Ihnen sagen,“ entgegnete sie mit unbewegter Stimme. „Sie möchten erfahren, ob ich jenes Verzeichniß in das Buch gelegt habe, welches ich der Frau des Advokaten zusandte.“

„Ich weiß, daß Sie dieß nicht gethan haben, Gertrud. Es bedarf der Frage nicht, wo man nicht zweifelt.“

Er wollte ihre Hand ergreifen. Sie wehrte ihm.

„Ich antworte auch ohne Frage,“ sagte sie fest. „Ich gebe Ihnen mein Wort, ich schwöre Ihnen bei dem Andenken an meine Wohlthäterin, daß ich jenes Verzeichniß nie gesehen habe und es darum auch nicht in dem Buche verbergen konnte. Ein anonym Brief machte mich aufmerksam, wo und wann das Papier, welches gemeinen Verdacht auf mich wirft, gefunden wurde. Ich wußte, daß man auch Sie damit bekannt machen würde,“ — sie legte den vorhin gelesenen Papierstreifen in seine Hand — „ich war darauf gefaßt. Ich verachte die Verleumdung, welche sich an meinen Namen heften wird, um meine Ehre mit ihrem Gifthauche zu beslecken — nur vor Ihnen, mein Freund, wollte ich mich rechtfertigen.“

„O, es war nicht nöthig, Gertrud. Ich zweifelte keinen Augenblick an Ihnen. Ich hätte nicht gefragt und hätte es doch gewußt, was ich schon Doktor Fels gesagt, als er mir das ungeliebte Papier gab, daß Sie das reinste, das edelste Wesen sind, dessen Charakter und Seelengröße über jeden niedrigen Verdacht hoch erhaben dastehen. Wem sollte ich noch glauben in der Welt, Gertrud, wenn nicht Ihnen? Es bedurfte Ihres Wortes, Ihres Schwures nicht, um mich zu überzeugen, daß Sie frei von jeder Schuld sind. Den Vuben aber, der die Briefe geschrieben, werde ich zu finden und zu züchtigen wissen.“

„Ich glaube ihn zu kennen,“ flüsterte Gertrud so leise, daß es der Kapitän nicht hören konnte.

Er nahm jetzt ihre beiden Hände in die seinen, blickte tief in ihre Augen und fuhr mit weicher Stimme fort: „Deine Züge, Deine Augen, Gertrud, können nicht lügen. Du weißt Recht von Unrecht zu unterscheiden. Einen heiligen Eid will ich schwören, daß Du nicht ein Blatt Papier, das Dir nicht gehörte und hätte es auch gar keinen Werth, heimlich und widerrechtlich an Dich nehmen würdest, geschweige denn...“

Da riß sie sich von ihm los und rief: „O, schwören Sie nicht — Ihr Schwur wäre ein Meineid!“

Ehe er sich von seiner Ueberraschung erholt hatte, war er allein.

Gertrud eilte in ihr Zimmer und schloß die Thüre des selben hinter sich ab.

Sie brachte den Abend wie einen Theil der Nacht damit zu, ihre Kleider und Wäsche in einen Koffer zu packen, den sie mit der Adresse ihrer Eltern versah. Sie ordnete so dann ihre Papiere, verbrannte, was ihr unnütz erschien, und barg den Rest nebst den ihr gehörenden Schmuckstücken in einem Ledertäschchen. Nachdem all' dieß gethan war, begab sie sich zur Ruhe und schlief, von Ermüdung überwältigt, einige Stunden lang fest und traumlos.

Am Morgen schloß sie das an ihr Zimmer stoßende Kabinett, wo ihr gepackter Reisekoffer stand, ab, frühstückte wie gewöhnlich mit der Beschließerin, überzeugte sich, daß Deppo's Zustand sich nicht verschlimmert habe, schärfte der an seinem Lager sitzenden Dienerin ein, dem Verwundeten die beste Pflege zu widmen, und verließ das Schloß.

Sie stieg den Berg hinab. Auf halbem Wege begegneten ihr zwei Diener. Sie hörte, wie der eine von ihnen sagte: „Dem Herrn Kapitän ist zeitig am Morgen eine wichtige Botchaft zugekommen; darauf hat er sogleich anspannen lassen und ist, so schnell die Pferde laufen konnten, davon gefahren, es weiß Niemand, wohin.“

Gertrud athmete tief auf und mäsigte ihren Schritt, als hätte sie nun keine so große Eile mehr, fortzukommen. Am Fuße des Berges angelangt, ließ sie den nach dem Städtchen führenden Weg zur Seite liegen und betrat einen Fußsteig, der sie in einigen Minuten an das Thor des Friedhofes führte. Das Gitterthürchen stand offen. Kein Mensch war in der Nähe.

Das junge Mädchen trat ein und lenkte ihre Schritte nach einem hohen, im Sonnenlichte schimmernden Marmormonumente in der Mitte des Gottesackers. Sie sank an dem blumengeschmückten Grabhügel davor in die Kniee, faltete ihre Hände und rief weinend: „Meine Wohlthäterin, vergib mir!“

Sie betete lange und heiße Thränen entströmten ihren Augen. So versunken war sie in ihre Andacht, daß sie die Annäherung eines Mannes nicht eher bemerkte, als bis derselbe neben ihr stand und mit gedämpfter Stimme sagte: „Ich bitte um eine Auskunft.“

Das junge Mädchen sprang erschreckt auf und blickte den Sprecher an. Es war das ein starker, gut gekleideter Mann mit intelligenten Gesichtszügen. Er trat jetzt tiefer in den Schatten des Monumentes und fragte noch leiser als vorher: „Haben Sie keinen fremden Menschen hier gesehen, Fräulein?“

„Nein,“ entgegnete sie, „und auch auf meinem Wege vom Schlosse bis hieher begegneten mir bloß zwei unserer Diener.“

Der Mann gab sich nun als Beamten der Polizei zu erkennen. Gertrud, welche wohl wußte, daß man in der Gegend nach den Thätern des Getraidebiefstahls suchte, nannte ihren Namen, wiederholte ihre Aussage und verließ den Gottesacker. Sie hatte Abschied von dem Grabe ihrer Wohlthäterin genommen. Sie ging nun über die Brücke, auf die andere Seite des Flusses, um die Straße nach der nächsten Bahnstation zu gewinnen.

(Fortsetzung folgt.)

In Budapest.

(Bild S. 532.)

Die Landesausstellung in Pest lenkt durch ihre Originalität und den ungeahnten Reichtum von interessanten Gegenständen, welche sie so recht eigentlich an das Tageslicht befördert, die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Hauptstadt des Ungarlandes, so daß wir glauben, einem Wunsche unserer Leser entgegen zu kommen, wenn wir einige charakteristische Bauwerke der großen Stadt im Osten hier im Bilde schauen lassen. Pest hat in den letzten zwei Jahrzehnten einen mächtigen Aufschwung genommen; es hat etwas Weltstädtliches jezt, und die Fülle seiner Prachtbauten, die viel Eigenthümliches und spezifisch Nationales zeigen, geben der ungarischen Hauptstadt eine besondere Physiognomie und originelles Gepräge. Dazu haben die Umgestaltung der politischen Verhältnisse der letzten zwei Decennien natürlich das Ihrige beigetragen, denn Budapest — dieß ist die neue Bezeichnung für die vereinigten Städte Pest und Ofen — ist in dieser Zeit ja erst die Landes- und Reichshauptstadt eines besonderen Staatskörpers geworden.

An den Donauuferstellen, in denen man sonst im Sommer im dicken Staube und tiefem Sande oder entsprechendem Rottweilen mußte, ist jezt ein mit glattem Asphaltpflaster belegter, von Alleen gezielter Kai, an dem eine Häuserfronte steht, welche wahrhaft großstädtisch und architektonisch schön genannt werden kann. Wo früher Häuschen mit einem Erdgeschosse standen, die halb in den Boden versunken waren, ragen neue Paläste aller Art und geschmückte Hochbauten empor. Neue Brücken wurden über das Riesenbett der Donau gebaut, alte Straßen vernichtet und neue gezogen.

Von den hervorragenden Bauten öffentlichen Charakters hat der Zeichner einige im Bilde wiedergegeben. Da ist die der Donau jezt zugekehrte Fronte der Redoute mit ihrem halb maurischen, halb italienischen Renaissancestyl, die in ihrem Innern den großen Konzert- und Ballsaal enthält, den Lijst zuweilen überfüllt. Das Gärtchen davor mit seinem öffentlichen Kaffeestisch ist dadurch bemerkenswerth, daß sich hier die magyarischen Politiker und Parlamentarier mit Vorliebe versammeln.

Das Mittelbild, eine stumpfe Ecke der Radialstraße darstellend, steht auf einem früher wilden, von elenden Wohnbuden besetzten Grunde, welcher jezt den elegantesten Stadttheil trägt. Die Radialstraße führt auch nach dem „Stadtwaldchen“, dem Prater der Pester, und in ihrem Mittelpunkte jendet sie eine Anzahl Straßen strahlenförmig aus dem Centrum, so daß Abschnitte oder stumpfe Ecken für Häuser geschaffen wurden, welche in der Höhe und durch die Vorgärten ähnlich, aber im Bau mannigfaltig, schön und luxuriös gehalten werden. Es gibt dieß einen besonders schönen Platz und Anblick.

Das Schlachthaus, weitaus an der Donau gelegen, hat die früher nur zu häufigen ungefunten Fleischerwirthschaften aus den Centren der Bevölkerung entfernt und das Nützliche mit dem Schönen verbunden, denn das Innere ist jeztenswerth durch seine besondere Sauberkeit, durch die Mittel, welche zur Bewältigung und raschen Tödtung der wilden, weithörnigen ungarischen Rinder dienen, wie auch durch die Vertheilung und Abfuhr des Fleisches im großen Style.

Der Kiosk auf dem früheren großen Marktplatz, jezt Elisabethplatz geheißen und mitten in einem neugeschaffenen Parke stehend, erinnert einigermaßen an Kurjalon und Stadtpark in Wien. Es genügt oft der gesammte Raum nicht für die zur Erholung sich versammelnden Gäste, namentlich die dunkeläugigen Damen und ihre dunkelbärtige Umgebung, welche laut werden, sobald die zeitweilige Musik schweigt.

Das Volkstheater steht mitten in einer außerordentlich lang sich hindrehenden alten Straße, der „Kerepesi“-Straße, welche jezt wesentlich durch einen Bazar und andere Bauten verschönt ist, darunter eben das Theater.

Der Uebersall.

Eine Erzählung aus Arkansas

von

Wilh. Rüchert.

(Fortsetzung.)

Roberts hatte so mehrere Male dieses Spiel wiederholt, und war längst aus den Vorbergen hinaus in die höhere Gebirgskette gekommen, wo der Bach schon so heftig rauschte, daß er es nicht mehr für nöthig erachtete, besondere Obacht auf seine Tritte zu geben. Nun aber kam er zu einem Plaze, wo der Bach sich aus zwei Armen zusammensetzte, und da galt es, das Boot zu erwarten, um zu sehen, welchen von beiden es nehmen würde. Ermüdet durch den langen Marsch, kauerte er sich nieder, und war einigermaßen froh, sich ausruhen zu können. Gerade vor ihm wirbelte der Bach an seinem Vereinigungspunkte sehr heftig, weshalb er zu der Vermuthung kam, daß derselbe nicht sehr weit mehr befahrbar sein konnte und daß er sich bald am Ziele seiner Anstrengungen befinden mußte.

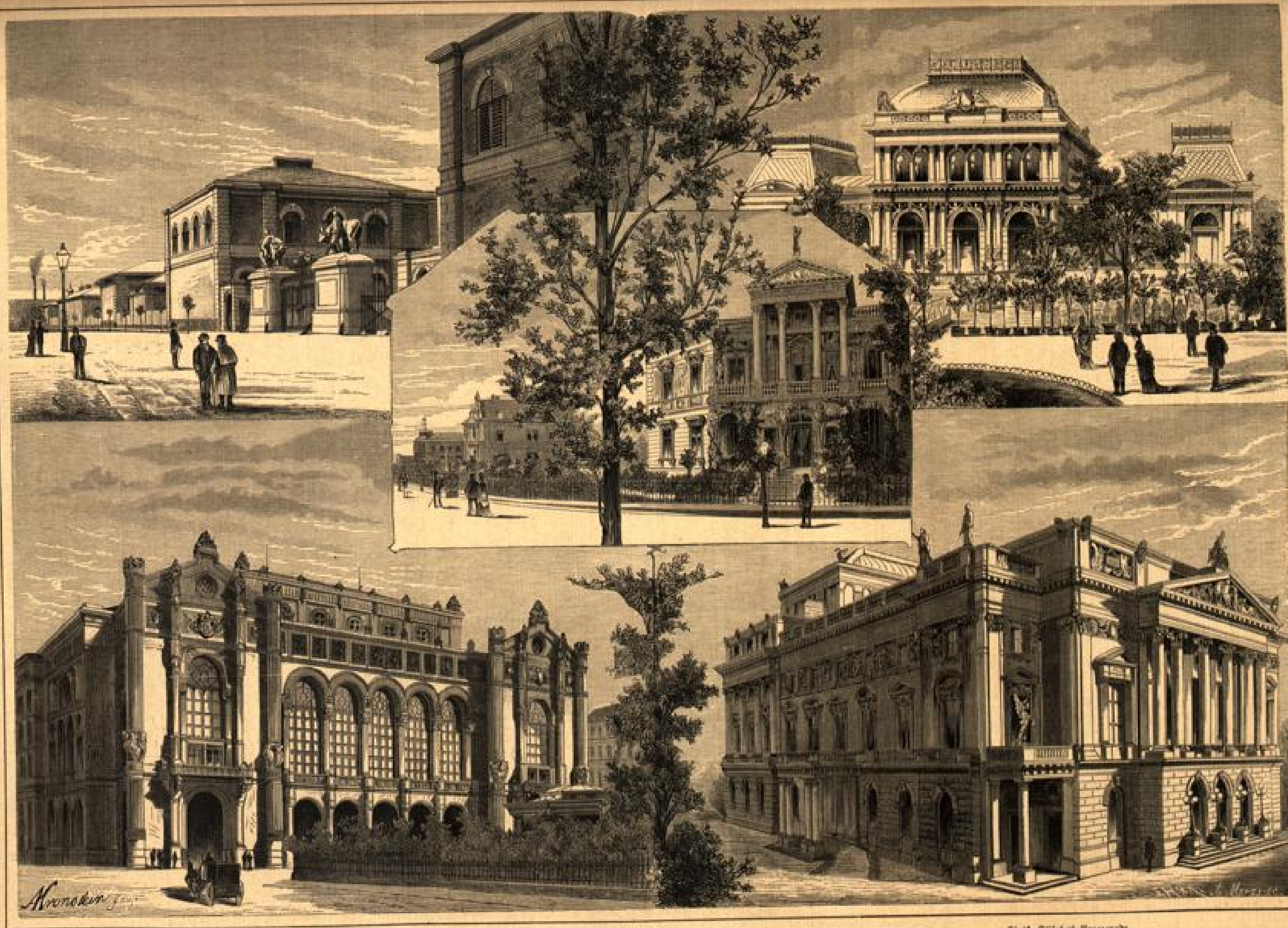
Bald darauf arbeitete das Boot, von einem einzelnen Manne bewegt, an ihm vorüber, doch es nahm den Arm, der ihm gegenüber lag, so daß, wenn er weiter folgen wollte, er erst den dazwischen liegenden durchwatzen mußte. Er versuchte dieß, doch da die Strömung zu stark war, so lief er Gefahr, mit fortgerissen zu werden. Hastig rannte er flussabwärts, um eine leichtere, ruhigere Furt zu suchen, doch als er diese endlich gefunden und seinen Uebergang bewerkstelligt, war das Boot verschwunden. Er mochte suchen, so viel er wollte, er fand keine Spur, — entgangen konnte es ihm nicht sein, denn er hätte es eingeholt, und je weiter er kam, bemerkte er, daß das Bachbett sich plötzlich so verengte, daß kaum ein Rachen darin schwimmen konnte, und bei einer Biegung desselben ganz aufhörte, denn der Bach endete mit einem kleinen Wasserfall, der lustig über einen Felsen herabstürzte.

Er war vor Erstaunen außer sich, das Boot konnte doch nicht in die Luft verschwinden, und nur so ließe sich das Räthsel erklären, denn auch auf das Ufer konnte es nicht gezogen worden sein, da dasselbe von steilen Felsen gebildet wurde.

Er sah nach seiner Uhr und bemerkte, daß es bald die zweite Stunde des Tages sein mußte, nach seiner Schätzung befand er sich ungefähr drei englische Meilen von der Farm, und da es in einer Stunde Tag werden mußte, so entschloß er sich, diesen abzuwarten und dann seine Nachforschungen fortzusetzen. Tief erschöpft suchte er ein schäbendes Gebüsch auf und fiel bald in einen tiefen Schlaf.

Nach einigen Stunden erwachte er, und nachdem er sich befremdend die ungewohnte Umgebung angesehen und sich wieder orientirt hatte, sprang er auf, um mit frischerem Muthe die Fährte zu verfolgen. Glücklicherweise hatte er sich am vorigen Abend einige Lebensmittel, er wußte selbst nicht, wie er dazu kam, ein unbestimmtes Gefühl mußte ihn dazu veranlaßt haben, eingestekt, die ihm jezt vortrefflich zu Statten kamen, einen frischen Trunk lieferte der Bach, und vollständig gestärkt, rief er sich die erlebten Szenen in's Gedächtniß. Er befand sich in einem Theile der Vorberge, welche hier schon eine Höhe von einhundertundfünfzig Fuß hatten. So viel er sich besinnen konnte, war er hier, trotzdem er häufig genug die Gegend mit der Büchse durchstreift, noch nicht gewesen, auch konnte er sich nicht besinnen, daß Douglas dieselbe in seinen Gesprächen erwähnt. Es mochte daher kommen, daß hier fast meistentheils die Höhen kahl und daher wildarm waren. Er stieg wieder in das Bachbett hinab, um seine auf das Höchste angespannte Neugierde zu befriedigen. Noch immer war es ihm ein Räthsel, wo und wie das Boot entkommen war. Um ganz sicher zu gehen, fing er seine Nachforschungen von dort an, wo er mit Sicherheit das Fahrzeug zum letzten Male gesehen, und watete nun flussaufwärts, sorgsam beide Ufer untersuchend. Es zeigte sich jedoch keine Lücke in den Felsmauern, durch die ein Vogel entflüpfen konnte. Er schüttelte immer mehr den Kopf, und fast erschien ihm die Sache unheimlich, so daß sich ihm schon der Gedanke aufdrängte, eine Vision gehabt zu haben. Jezt kam er an eine Stelle, wo das Ufer ausnahmsweise wieder mit dichtem Gebüsch besetzt war. Hier und nirgend anders muß eine Durchfahrt sein, sagte er sich — die rechte Seite war bald untersucht, dort waren Schlingpflanzen, welche das Steinufer empor geklettert waren, aber drüben, an der linken, wucherten Weiden und anderes Gehölz. Fast hätte er laut aufgeschrien, als er sich umdrehte, und durch eine kaum thalergroße Lücke etwas blinken sah, das wie Wasser ausfah. Mit ein paar Schritten war er hinüber, bog die Zweige zurück und entdeckte einen Nebenbach, dessen Mündung das dicke Gesträuch verdeckte. Genauer hinsehend, erbllickte er nun auch alle Kennzeichen von umgebogenen und geknickten Zweigen, welche genügend andeuteten, daß vor Kurzem ein Boot sich hindurch gezwängt haben mußte.

Nicht ohne Mühe betrat er den neuen Weg, der immer tiefer in's Gebirge führte, doch war die Strömung hier verhältnismäßig ruhig. Er schritt jezt mit der größten Vorsicht vorwärts und suchte so viel wie möglich Deckung, denn er sagte sich, daß er von dem Ayle der Strolche nicht mehr fern sein und daß er leicht eine Kugel zugesandt erhalten konnte, ohne zu wissen, woher sie kam. Bei einer



Schlossbau.

Schule.

Katholische.

Ansichten aus Budapest. Originalzeichnung von H. Cronlein. (S. 531.)

Klost. Elisabeth-Gravende.
Hollathaus.



Biegung des in vielen Krümmungen fließenden Baches machte er Halt, um das weitere Terrain zu rekonstruieren; da er nichts Verdächtiges sah, so ließ er seinen Blick noch in die Höhe schweifen, und dabei wäre ihm fast ein lauter Ausruf entfahren. Dort oben, etwa hundert Fuß über ihm, stieg Rauch, starker Rauch über die Bäume, die dort ziemlich dicht standen. Ihm klopfte das Herz, so war er denn am Ziele. Was nun, sollte er zurückeilen und Verstärkung holen, um das Gefindel zu überrumpeln? Aber noch wußte er ja den Weg nach oben nicht. Mehr Leute hätten Geräusch und Jene aufmerksam gemacht, ein Nebenweg konnte sie in Sicherheit bringen, ehe die Angreifer den Gipfel erreicht. Nein, er war noch nicht am Ziele. Ein einzelner Mann konnte ungestörter seine Forschungen anstellen, also vorwärts!

Vor ihm stieg der Felsen in einer zwar unregelmäßigen, dennoch ziemlich sanften Steigung hinan, mit kurzem Gestrüpp bestanden, welches hinreichend Deckung bot. Er zögerte nicht, sondern kletterte langsam empor. Als er den halben Weg zurückgelegt, befand er sich jedoch plötzlich an einer senkrechten Wand, welche keinen Anhaltspunkt bot, er ging sie entlang, hoffend, daß diese Formation einer weniger unzugänglichen Platz machen würde, doch schien das nicht der Fall zu sein; der obere Auffatz hatte fast das Aussehen eines riesigen, mehr länglichen Schornsteins, nur an einer Stelle war eine Unterbrechung durch eine Felsenspalte, welche ganz das Aussehen eines vertrockneten Wasserbettes hatte; hier war es möglich, emporzuklimmen, da viele Absätze in demselben waren. Da sich ihm keine fernere Aussicht bot, so machte er sich an die Arbeit.

Es ging besser wie er dachte; ohne sonderliche Mühe näherte er sich der Spitze und sah schon in unmittelbarer Nähe den Rauch durch die Lücken steigen. Nur wunderte er sich, daß er noch keine Stimmen vernahm. „Sicherlich schlafen sie noch“, dachte er, „und ein Einzelner langweilt sich beim Kochen.“ Er hatte nur noch einen trennenden Strauch vor sich; behutsam schob er seinen Kopf hindurch und hätte fast vor Schreck laut aufgeschrien, als er sich plötzlich über einem tiefen Abgrund sah, aus welchem der Rauch wie aus einer Esse emporstieg.

Raum hatte er sich von der ersten Bestürzung erholt, als er tief unter sich auch Stimmen vernahm, doch waren es nur leise, unbestimmte Laute, die zu ihm drangen. Nun wurde es ihm allmählich klar, daß er sich am Rande einer tiefen Schlucht befand und daß er die Gesuchten unter sich hatte. Er lauschte angestrengt und suchte mit den Augen den Rauch zu durchdringen, doch dieser, der sich in dem Laubdach einen Durchzug suchen mußte, war hier oben so dicht gebreitet wie eine Regenwolke.

So blieb ihm nichts übrig als zu warten, und rascher wie er dachte verzog sich das Gewölk. Die da unten mußten wohl nasses Reisig auf die Flammen geworfen haben, denn obgleich das Feuer noch brannte, sandte es doch nur noch eine dünne Wolke empor.

An demselben sah er einen Mann sitzen und eifrig in einem Topf rühren, während zwei Andere vor einem grünen, viereckigen Fleck, welchen er nach genauerem Hinsehen als das Dach einer Hütte erkannte, saßen. Diese waren die Sprechenden, deren Töne er gehört, sie rauchten eifrig kurze Stummelpfeifen und ihre Unterhaltung schien sehr friedfertiger Natur zu sein.

Der am Kochtopfe mochte mit seiner Arbeit fertig sein, denn er hob ihn ab und stellte ihn auf einen Stein, worauf er den Anderen winkte; der Eine davon ging darauf in die Hütte und brachte, wie es aussah, einige Löffel und Zubrod mit, und alle Drei setzten sich herum, das Mahl zu sich nehmend.

So weit sah die Sache ganz friedlich aus, doch, so viel Roberts auch spähte, von dem Knaben konnte er nichts entdecken. Dennoch begte er keinen Zweifel, daß er unten sei, vielleicht in der Hütte. Und richtig, ein Anruf eines der Räuber veranlaßte ihn, den Kopf aus der Thüre zu stecken. Es schien eine Einladung zu sein, das übriggebliebene Essen zu sich zu nehmen. Widerstrebend nahm er den verlassenen Platz ein, der Hunger mochte ihn den Stel bezwingen lassen, und während Jene sich in's Gras streckten, führte er langsam das Essen zum Munde.

Auf der Farm hatte inzwischen ein Ereignis stattgefunden, welches unter anderen Umständen die Gemüther in große Aufregung versetzt haben würde, jetzt aber unter dem Drucke des größeren Unglücks fast ganz unbeachtet gelassen wurde. Am Morgen hatte ein Arbeiter, der sehr früh sein Lager verlassen, vor dem Thore einen derben Stab aufrecht in der Erde stehend entdeckt, der etwas Weißes an seiner Spitze trug und daher seine Aufmerksamkeit erregte. Er erkannte das Weiße alsobald als einen Brief, der des Herrn Adresse trug. Er weckte diesen sofort, da er den Inhalt abnte. Douglas, der kaum ein Auge zugethan hatte, öffnete ihn zitternd; er enthielt die Benachrichtigung, daß er gegen eine Summe von achtaufund Dollars seinen Sohn wieder erhalten könne. Es schwirrte ihm noch vor den Augen, als seine Tochter, durch das ungewöhnliche Leben im Hause ermuntert, in's Zimmer trat, gefolgt von Gilbert, der schon längere Zeit auf der Veranda nachdenkend gesessen hatte.

„Ist Nachricht da?“ fragte Betty hastig.

Schweigend reichte Douglas ihr den Brief. Als sie ihn gelesen, sagte sie:

„So hilft es nichts, Vater, schaffe das Geld, ich will

gern auf mein Erbtheil verzichten, mit der Zeit wirst Du ja auch den Schaden wieder ausgleichen.“

„Kind“, antwortete dieser schmerzlich, ohne die Anwesenheit Gilbert's zu beachten, „Du weißt nicht, wie schwer es mir wird, diese Summe aufzubringen; ich habe kaum tausend Dollars im Hause und ehe ich neue Mittel schaffen kann, können Monate vergehen.“

„Was nun?“ Klanglos kam dieß von Betty's Lippen. Beide starrten schweigend in's Leere und bemerkten nicht, daß Gilbert sich wieder lautlos entfernte und nach seinem Zimmer eilte. Hier angekommen, packte er schnell seine Sachen, machte sich reisefertig, beauftragte einen Arbeiter, ihm sein Pferd zu satteln, und suchte sodann den Hausherrn auf, der mit großen Schritten auf und ab ging.

„Mr. Douglas“, sagte er ziemlich kühl und ruhig, „es war schon seit einigen Tagen meine Absicht, mich bei Ihnen zu empfehlen, um so mehr, als der letzte Brief, der mich vor einigen Tagen erreichte, mich bringend aufforderte, meine Angelegenheiten in St. Louis nicht außer Augen zu lassen. Ich hätte unter anderen Umständen noch gerne das Vergnügen genossen, Ihre liebenswürdige Gastfreundschaft selbst über die mir gestellte Frist in Anspruch zu nehmen, indes fühle ich, daß ich jetzt bei dem Unglück, das Sie getroffen, für Sie ein Hinderniß bin, welches Ihnen in Ihren Entschlüssen lästig sein könnte. Ich bitte daher, mich zu entlassen; nehmen Sie meinen herzlichsten Dank und seien Sie überzeugt, daß ich, wenn Sie mich rufen, Ihnen sofort wieder zur Disposition sein werde.“

Douglas sah verwirrt auf den Sprechenden, kaum dessen höfliche Wendungen beachtend; instinktiv fühlte er den Kern heraus und gleichzeitig fielen ihm seine Aeußerungen, die er in seines Gastes Gegenwart gethan, ein. „Aha“, dachte er, „die Katten verlassen das sinkende Schiff; nun gut, ein Schlag mehr oder weniger, es kommt auf Eins heraus.“

Laut sagte er: „Sie haben Recht, Mr. Gilbert, auch ich bin der Meinung, daß meine Farm vorläufig kein Amusementsaufenthalt sein wird. Was geschehen ist, wird Mannesemuth erfordern, und deshalb reisen Sie mit Gott.“

Gilbert, den Stich fühlend, biß sich auf die Lippen, empfahl sich noch bei der eben eintretenden Betty und galoppierte bald darauf zum Thore hinaus.

„Etwas Gutes hat die Katastrophe für Dich gebracht“, sagte Douglas; „Deiner Wahl aus Neigung wird kaum etwas im Wege stehen.“

Betty's Lippen zuckten, sie unterdrückte offenbar ein Schluchzen und sagte:

„Wird er denn mich noch wollen, Papa? Auch er kommt nicht wieder; weshalb ist er denn ohne Abschied von uns gegangen?“

„Du meinst Roberts? Er wird heute früh sein Bestizthum aufgesucht haben. Kind, der verläßt uns nicht!“

„Aber er könnte doch bald zurück sein.“

„Nun, nun, er wird dort nach dem Rechten sehen müssen, es ist ja noch früh.“

Doch Stunde auf Stunde verrann und Roberts erschien nicht; es wurde Mittag, die Zeit schlich den Wartenden wie eine Schnecke.

Unruhig ging Douglas im Haus und Hofe herum, nicht wissend, was er anfangen sollte; auch die Leute hatten die Feldarbeit eingestellt und blickten mißmuthig in die Ferne, sich über das Ereigniß flüsternd unterhaltend; da endlich beobachtete man das Herannahen eines einzelnen Mannes, welcher alsbald die Aufmerksamkeit Aller auf sich zog. Er kam quer über das Feld in größter Eile geschritten und gleich darauf ertönte der jubelnde Ruf Betty's:

„Es ist Roberts, Papa, es ist Master Roberts!“

Derselbe wurde bei seiner Ankunft umringt, da man es seinem Gesichte ansah, daß er wichtige Nachrichten bei sich hatte, doch hastig zog ihn der Hausherr in sein Zimmer, wo der Ankömmling erschöpft auf einen Stuhl sank.

Endlich antwortete er Betty's besorgten fragenden Augen:

„Ich habe ihn gefunden und gesehen!“

„Wie, was, wo?“ schwirrte es durcheinander.

Diese Kunde stählte auf einmal die Nerven des bekümmerten Vaters.

Roberts berichtete umständlich seine Abenteuer, welche Betty leuchtenden Blickes anhörte, und schloß:

„Es galt für mich nun noch, den Zugang zu der räthselhaften Schlucht zu entdecken, ich konnte mir nur einen Weg denken und den mußte der Bach abgeben, der wahrscheinlich, wie es hier so häufig ist, sich eine Höhlung durch den Felsen gebahnt hatte. Es war in der That so, wie ich mich, wieder am Fuße des Berges angekommen, überzeugte; dort sah ich, wie derselbe in dem Gestein verschwand, selbstverständlich durfte ich nicht wagen, nähere Untersuchungen anzustellen, deshalb stellte ich dieselben ein und eilte hierher. Doch sagen Sie, haben Sie etwas gefunden, dort, wo ich den Strolch beobachtete?“

Statt der Antwort reichte ihm Betty das Schreiben.

Er las:

„Dear Sir! Sie werden hoffentlich nicht unchristliche Gedanken gegen uns hegen, daß wir uns erlaubt haben, Ihnen den Erbprinzen zu entführen. Wir sind arme Teufel und durch eine Summe von achtaufund Dollars wären wir in den Stand gesetzt, das Land zu verlassen. Bringen Sie uns diese heute Abend an die große Eiche am Arkansas, so erhalten Sie Ihren Sohn, der sich überhaupt in Händen befindet, die den Herrn fürchten und Gottes Wort ehren, zurück. Kommen Sie aber allein und unter-

nehmen Sie nichts gegen uns, in welchem Falle wir für nichts stehen.“

„Der Ort, wo das Geld abgeliefert werden soll, ist mit großem Bedacht gewählt“, sagte Roberts, den Brief zurückgebend. „Von dort aus kann man meilenteils das Feld übersehen und beim Naben einer größeren Anzahl Menschen rechtzeitig den Rückzug antreten, während das die Eiche umgebende dicke Gebüsch herrliche Deckung gewährt.“

„Was raten Sie nun in diesem Falle?“ seufzte Douglas, an die achtaufund Dollars denkend.

„Meine Meinung ist, überlassen Sie es mir, mit dem Boten zu reden, wir müssen sie sicher machen und hinhalten, natürlich stimme ich nicht dafür, daß sie auch nur einen rothen Cent bekommen.“

„So machen Sie es, wie Sie wollen, vor allen Dingen ruhen und stärken Sie sich.“

„Und während der Zeit bewaffnen Sie Ihre Leute“, versetzte Roberts, „die Expedition muß noch heute Nacht stattfinden, da sich die Entführer noch sicher wähnen. Sodann, Miß Betty, lassen Sie ein großes Bündel von Decken, Kleidungsstücken und sonstigen Sachen machen, die zu Harry's Bequemlichkeit dienen.“

„Aber wozu, wenn er doch schon diese Nacht befreit werden soll?“

„Sie werden sehen.“ neckte lächelnd der junge Mann.

„Doch, Mr. Douglas, wie viel Leute können Sie in's Feld stellen?“

„Mit dem dicken Schafhirten sind es neun, mit uns Beiden also elf.“

„Das genügt; zwar kenne ich die Stärke der Bande nicht, doch vermuthet ich, daß es nur die Drei sind, die ich gesehen.“

Pünktlich in der leichten Dämmerung erreichte Roberts die zur Zusammenkunft bezeichnete Eiche und sah schon von Weitem, wie ein Mann aus dem Gebüsch trat und ihn erwartete. Derselbe war wohl bewaffnet und bot ihm, als er in Rufweite gekommen war, schon ein „Good evening, Sir.“ es freute mich, daß Sie unserem Wunsch nachgekommen“, doch, ihn erkennend, fügte er hinzu:

„Es wird doch dem Herrn nicht gefallen haben in seinem unerforschlichen Rathschluß, den Mr. Douglas mit Krankheit heimzuführen, daß er seinen Nachbar sendet?“

„Ihr scheint die Gegend gut zu kennen“, versetzt dieser, „daß Ihr deren Bewohner namhaft machen könnt, aus Eurer Rede vermuthet ich, daß Ihr der fromme Briefschreiber seid.“

„Junger Mann“, erwiderte feierlich unser bekannter Warren, „in allen Lebenslagen ziemt es dem Erdenwurm, seine Angelegenheiten dem Höchsten anheimzustellen, ich könnte Euch, wäre Zeit und Ort darnach, manch' heiliges Beispiel darüber anführen, wie nützlich es ist.“

„Das habe ich gesehen“, sagte, wider Willen erheitert, Roberts, „Euer Glaube hat Euch nicht getäuscht, und Euer Schurkenstreich ist wohl gerathen.“

„Nennt es, wie Ihr es wollt, mein Freund, des Herrn Wege sind dunkel — könnt Ihr mir sagen, ob er uns nicht als unwürdige Werkzeuge benutzt hat, um jenes Mannes Hochmuth zu dämpfen, der so stolz auf seine Befreiung brüht. Doch sagt, habt Ihr das gesegnete Metall mitgebracht?“

„Nicht einen Dollar!“

„Was Teufel soll das heißen, ist ihm das Leben seines Kindes so wenig werth, oder“, sehte er lauernd hinzu, „will er etwas von der Summe abhandeln?“

„So ist es“, versetzte Roberts, „Ihr verlangt zu viel; Douglas meint, zweitaufund Dollars wären auch genug. Uebrigens hat er noch nicht einmal so viel Geld im Hause.“

„O, über diese Verberbnis!“ seufzte der Methodist, „wo bleibt da die Vaterliebe, wenn diese das Kind nur auf den vierten Theil der Summe taxirt, welche wir unwürdigen Knechte des Höchsten es werth gehalten? Sagt wenigstens fünftausend Dollars.“

„Ich kann euch nur raten, dieß Gebot anzunehmen, Douglas gibt nicht einen Cent mehr; wollt ihr nicht, gut, morgen wird sodann ein Kreuzzug gegen euch losgelassen, der keinesgleichen sucht. Andernfalls wird euch aber freier, ungehinderter Abzug gewährt, also wählt!“

„Und Ihr sagt, Douglas hätte nicht mehr Geld im Hause?“

„Er hat diese ganze Summe noch nicht einmal beisammen. Ich soll mit Euch abmachen, daß Ihr morgen Abend um diese Zeit den Knaben hieher bringt und ihn mir gegen Empfang des Geldes aushändigt, weiter gehen meine Vell-machten nicht.“

Der Methodist wiegte nachdenklich sein Haupt.

„Ich müßte erst meine Kameraden fragen, ob die damit einverstanden sind; indes glaube ich so viel verantworten zu können, wenn ich das Geschäft mit fünfundzwanzighundert Dollars abschließe“, sagte er, gänzlich vertieft in seine Kalkulationen, dabei seine frommen Reden vergessend; „bedenkt, daß der Knabe in unserer Gewalt ist, und was Ihr da von einem Streifzug redet, so fürchten wir ihn nicht, unser Zufluchtsort ist so gelegen, daß eine ganze Armee ihn nicht findet.“

„Nun“, antwortete der junge Mann, „ich glaube meinerseits auch Euch so weit entgegenkommen zu können; es mag denn dabei bleiben; so wäre der Handel also abgeschlossen!“

„Und der Herr gebe seinen Segen dazu. Doch, was habt Ihr da in dem Pack?“

„Es sind Sachen gegen die kalte Nachtlust, die Ihr dem Knaben mitnehmen sollt; außerdem sind einige Speisen darin, da er an Eure Kost nicht gewöhnt sein wird.“

„Gebt her, gebt her,“ sagte erfreut der Methodist, dem diese Vorsorge Vertrauen zu dem abgeschlossenen Geschäft einflößen mochte, „daran erkenne ich die sich stets gleich bleibende Elternliebe, der Knabe wird sich freuen, diese Zeichen aus seinem Vaterhause in Empfang zu nehmen.“

„So wäre weiter nichts zu erinnern,“ sagte Roberts, sich zum Gehen wendend.

„Gehet mit Gott, mein Freund, ich sehe, daß ich es mit einem Gentleman zu thun gehabt habe, und vergeßt die Dollars nicht; doch halt, noch ein Wort, ich hoffe, Ihr werdet uns nicht Greenbacks bringen, sündige Menschen gibt es, die diese weiße Einrichtung von Onkel Sam fälschen, Metall ist besser.“

„Ihr sollt blankes Metall haben.“

„Schön, schön, der Herr beschütze Euch.“

„Metall sollt ihr haben,“ murmelte der Heimkehrende, „wartet nur, ich fürchte aber, es wird euch nicht behagen.“

(Schluß folgt.)

Die Singhalesen in Deutschland.

Von

Dr. Ch. Walther.

(Bild S. 533.)

Die Ankündigung von dem Eintreffen einer bedeutenden Karawane von Singhalesen in Europa erregte allenthalben berechtigtes Aufsehen. Jetzt sind die Kinder des Südens nun da, lassen sich in den großen und größeren Städten des deutschen Reiches sehen und das Interesse, welches sie überall, wo sie verweilen, erregen, entspricht vollkommen den gehegten Erwartungen, so daß wir es für unsere Pflicht halten, die Fremdlinge aus dem fernen Osten in Bild und Wort unseren Lesern vorzuführen. Es sei uns vergönnt, der speziellen Schilderung der seltsamen Gäste einige orientierende Notizen über die ethnographische Stellung, die Lebensweise und die Heimat der Singhalesen hier vorausschicken. Wir verdanken diese Material einem Begleiter dieser Expedition, dem Baron von Schirp.

Die Insel Ceylon, das Taprobane der Alten und nach dem Sanskrit Singhala, auch Lanka genannt, liegt auf der Südseite der vorindischen Halbinsel, von dieser durch die Malakkastraße getrennt, erstreckt sich etwa vom 5. bis 10. Grad nördlicher Breite und vom 79. bis 83. Grad östlicher Länge von Greenwich und umfaßt einen Flächenraum von 64,000 Quadratkilometer. Im Norden vorwiegend Tiefland, wird sie im Süden gebirgiger und thürmt sich endlich zu dem hohen, jagennunwobenen Adamspfeil empor. Die Insel hing früher wahrscheinlich mit dem Festlande zusammen, wenigstens zieht sich dahin eine unterseeische Bank, die Adamsbrücke, gebildet aus Felsen und Korallenriffen; große Schiffe können die Malakkastraße nicht passieren. Die gegenwärtige Hauptstadt Colombo wurde von den Portugiesen, die sich im Jahre 1505 zuerst auf der Insel festsetzten, um 1517 als Faktorei gegründet und blühte rasch empor. Etwa 150 Jahre später bemächtigten sich die Holländer dieser Besitzungen, mußten aber ihrerseits im Jahre 1796 den Engländern weichen, die seitdem die ganze Insel ihrer Vormachtigkeit unterworfen haben. Die gegenwärtige Bevölkerung, rund auf etwa 2,750,000 Köpfe geschätzt, besteht im Wesentlichen aus zwei Elementen, den mehr im Süden des Landes vorherrschenden Singhalesen und den die nördlichen Tiefländer und den Osten bewohnenden Tamils oder Malabaren. Erstere, die etwa drei Fünftel der Gesamtbevölkerung betragen, sind arischen Stammes, Nachkommen indischer Hindus, sie wanderten nach der Valischronik „Mahawanso“ etwa 550 Jahre vor unserer Zeitrechnung unter ihrem Könige Vijaya aus dem Norden Vorderindiens, wahrscheinlich dem Pundjab, nach Ceylon ein und unterjochten oder vertrieben die Ureinwohner, Weddahs genannt.

Die Singhalesen sind geistig aufgeweckt und intelligent, die Schulbildung ist eine verhältnismäßig gute und — wenigstens bei den Männern — die Kenntnisse des Lesens und Schreibens ziemlich allgemein verbreitet. Ihre Sprache und Schrift stammen vom Sanskrit und verhalten sich zu diesem etwa wie das Italienische zum Lateinischen. Sie schreiben gewöhnlich mit eisernen Stiften auf die getrockneten Blätter der Talipotpalme und zwar so schön und korrekt, daß bei gegenwärtiger Expedition ihre derartigen Leistungen allgemeine Bewunderung erregten. Ihrer Religion nach sind sie fast ohne Ausnahme Anhänger des Buddhismus, dessen Einführung (durch den König Mahinda) ungefähr in das vierte Jahrhundert vor Christo fällt und dessen Lehren sich hier rein erhalten haben. Doch herrscht das Kastensystem nur noch in beschränktem Umfange, indem die Priester- und Kriegerkaste hier vollständig wegfallen, so daß die Ackerbauer den ersten Stand bilden. Die niederste Klasse, entsprechend den Varis der Hindu, bilden die Kuddjals. Die Priester, die meist (wohl ein Rest der ehemaligen strengen Kastensonderung) von hellerer Farbe sind, stehen in hohem Ansehen und leben in besten Verhältnissen, sie sind in gelbe Seiden-überwürfe gekleidet, die sie um den Leib winden und deren Enden sie über die Schultern schlagen. Auch kennzeichnet sie der vollständig kahle geschorene Kopf, auf dem sie, als Diener Buddhas, niemals irgendwelche Kopfbedeckung tragen dürfen; ebenso gestatten ihnen auch ihre religiösen Vorschriften nur in den Morgenstunden bis 11 Uhr Nahrung zu sich zu nehmen. Sie sind in gewissem Grade gebildet, kultivieren in ihren Priesterhöfen das Studium des Sanskrit und sind vertraut mit den heiligen Büchern der Veda, sowie mit der in der Palisprache abgefaßten, ziemlich reichhaltigen klassischen und religiösen Literatur der Singhalesen, die, eingeengt auf zusammengeheftete Talipotpalmenblätter, in den Tempeln aufbewahrt wird. Letztere, Panjala oder Bihara genannt, sind in großer Zahl über die Insel verbreitet. Die Singhalesen sind nach unserem Maße meist unter Mittelgröße, dabei aber schlank und wohlproportioniert, jedoch nicht sehr kräftig gebaut, ihre Hautfarbe schwankt zwischen leuchtend gelb und zimmetbraun und ist im Allgemeinen heller, als die der Tamils, von denen sie sich auch sonst wesentlich unterscheiden. Die Frauen sind auffallend klein

und haben sehr zierliche Hände und Füße, und bei beiden Geschlechtern werden die weichen, glänzend schwarzen Haare jopparig zusammengedreht und in einen Knoten aufgeschlungen, bei den Männern wird dann das Ganze mit einem Turban umwunden oder die Haare werden durch einen Schildpattkamm zusammengehalten. Die Augen sind bei fast Allen brennend schwarz, so daß man die Iris und Pupille kaum mehr unterscheiden kann. Männer wie Frauen lieben den Schmuck, tragen Finger-, Ohr- und Armringe und Halsketten, die Frauen auch noch Ringe um die Knöchel, ja sogar an den Fußzehen. Die Bekleidung besteht bei beiden Geschlechtern aus einem bunten Stück Baumwollengewebe, dem Sarong oder Comboy, das schürzenartig im Gürtel befestigt wird. Von diesem aufwärts sind die Männer nackt, während die Weiber eine Art Jäckchen tragen. Alle sind sehr reinlich und unternehmen des Tages mehrmalige Waschungen und Bäder, die auch für den Europäer unter jenem glühenden Himmelsstrich unentbehrlich sind; außerdem reiben sie sich die Haut, um sie geschmeidig zu erhalten, mit Fett ein. Die Wohnungen sind ziemlich niedrige, kunstlos aus Bambusrohr aufgeführte Hütten, die mit einer dichten Decke von Matten, geflochten aus den Blättern der Kokospalme, bedeckt werden, je von einer Familie bewohnt sind und trefflichen Schutz gegen Sonnenstrahlen und Regen gewähren, Fenster fehlen und die Thüren werden mit Schnüren zugebunden. Die Nahrung ist sehr einfach und besteht vorzugsweise aus Reis, der auf Ceylon in ungeheuren Mengen angebaut wird, sowie aus Curry, einer mit indianischem Pfeffer stark gewürzten Fleisch- oder Gemüsebeise; dazu trinken sie Thee, Kaffee, Kokosmilch und Palmwein oder Toddy, der sehr angenehm und kühlend schmeckt und von der Kokos-, anderwärts von der Palmarapalme gewonnen wird. Alle rauchen sehr gerne, geistige Getränke aber werden, wenigstens öffentlich, gemieden. Wie alle Naturvölker sind die Singhalesen gutmütig, leben sorglos in den Tag hinein und scheuen schwere Arbeit. Wozu auch? Gibt ihnen doch die überreiche Natur Alles fast von selbst und ist es bei ihrer großen Gemüthsart auch dem Aermsten leicht, sich das wenige, zum täglichen Leben Nötige zu erwerben. Gewaltthaten, Mord und so weiter kommen selten vor, dagegen soll der Singhalese gern lügen, feig und hinterlistig sein, im Handel weiß er seinen Vortheil zu wahren, ist übrigens immer aufgeweckt und zu Scherzen und Kurzwort aufgelegt. Die Abende verbringen sie mit Singen und Tanzen, doch würde ein europäisches Ohr von ihren Musikleistungen wenig erbaut sein; der ewige Singhalese bewegt sich nur in wenigen Tönen und wird von den monotonen Schlägen des Tam-Tam oder einer von den Weibern bearbeiteten großen Trommel, der Rabana, manchmal auch von einer Art Flöte begleitet.

Gegen Thiere sind sie gefühllos und grausam, so schneiden sie zum Beispiel den Kindern die Namenszüge der Befürer in Streifen aus dem Fell, prügeln ihre Pferde beim Fahren unbarmerzig und so weiter. Es bildet diese Erbsehung eine sonderbare Folie zu der Vorschrift Buddhas, kein Thier zu tödten. — Da merkwürdigerweise in Ceylon die Anzahl der Männer bedeutend der Weiber überwiegt, so hat sich hieraus die Unsitte der Polygamie entwickelt, indem eine Frau oft 6—8 rechtlich angetraute Männer hat, eine Unsitte, der die englische Regierung bis jetzt vergeblich entgegenarbeitete. Die Ehen werden sehr frühe geschlossen, bei Mädchen schon im 12. bis 13. Jahre, und die Hochzeitsfeierlichkeiten währen 8—10 Tage. Die Singhalesen sind sehr abergläubig, Teufelsbeschwörer, Zauberer und dergleichen spielen eine große Rolle bei ihnen. Ist Jemand krank, so ist er von einem Teufel besessen und die sogenannten Teufeltänzer (Schamanen) werden nun gerufen und müssen durch Tänze und Musik diesen vertreiben.

Die Tamils oder Malabaren, die den Norden und Osten der Insel bewohnen und etwa ein Drittel der ganzen Bevölkerung betragen, sind erst in späterer Zeit von dem indischen Festlande her eingewandert und bilden einen Zweig der Dravida- oder Kolchidier, die ursprünglich besonders das Hochplateau von Dekan bewohnten. Sie huldigen dem Sivakultus der Brahmanen und ihre Sprache ist wesentlich verschieden von der der Singhalesen. Körperlich sind sie diesen an Größe und Kraft gewöhnlich überlegen, wie sie denn auch vorzugsweise die schwereren Arbeiten verrichten, denen der Singhalese gern aus dem Wege geht. Ihre Farbe ist weit dunkler (kaffee- bis schwarzbraun) und ihr Bartwuchs schwächer als bei Obigen. Die Männer tragen meist nur ein um die Hüften geschlungenes Tuch und auf dem Kopfe einen Turban, und ihr Auftreten ist männlicher, erster, der Gesichtsausdruck düsterer als bei den oft recht weiblichen Singhalesen. Bei gegenwärtiger Expedition sind einige Vertreter dieses Stammes von wundervoll ebenmäßigem und kräftigem Körperbau.

Außer diesen beiden Hauptstämmen bewohnen die Insel noch mancherlei Mischlinge, so die aus dem Westen eingewanderten Indoaraber, die etwa 150,000 Köpfe zählen und Moores oder Mooranten genannt werden, sie sprechen ein Gemisch von Arabisch und Tamil und in ihren Händen befindet sich besonders der Kleinhandel; die Burgers, Mischlinge der Portugiesen und Holländer, sie haben hauptsächlich Verwendung als Schreiber in den Comploirs u., und endlich die Weddahs, Reste der ehemaligen schwarzen Ureinwohner, die kaum 1 Prozent der ganzen Bevölkerung betragen und in den primitivsten Verhältnissen als Halb Wilde in den Wäldern bei Anaradjapura leben.

Werfen wir noch einen Blick auf die Flora und Fauna Ceylons, so finden wir in den Wäldern einen außerordentlichen Reichtum an tropischen Gewächsen, Rianen, baumartige Farne, Bananen, Palmen aller Art, vor Allem aber sind es wichtige Kulturgewächse, die mit ausgezeichnetem Erfolg im Großen angebaut werden, so daß der größte Theil des Landes den Eindruck eines riesenhaften Gartens macht. Der Reis, als eine Hauptnahrungspflanze, der Pflanz, der Brodfruchtbaum, der Thee- und Kaffeebaum, vor Allem aber die Kokospalme, dieser Segenspende der Tropen, gedeihen hier fast ohne Pflege. Letztere fehlt übrigens den Niederungen des Nordens und wird dort durch die auch in den trockenen Strecken Vorderindiens verbreitete Palmarapalme (Borassus flabelliformis) ersetzt; ferner findet sich noch die Arekapalme (Areca catechu), deren Rüsse mit den Blättern des Betschpessers gekaut werden und ein vorzügliches Mittel gegen Scharlach liefern, und Anderes mehr. Aus der Thierwelt, die weniger artenreich als die Vorderindiens ist, nennen wir: den Elephanten, den Leoparden, Bären, Affen, Agutirische, wilde Schweine, Stachelschweine, fliegende Hunde, ein zierliches graues Gähorn (Seiurus tristis), Papageien, wilde Taubenarten, Jungfahnen, Kolibris, Weberdögel, Bienenfresser und Honigdögel (Nectarinien), außerdem Krokodile, große Gidehnen, Laubfrösche mit glöckentartiger Stimme (Tanus-

arten), viele Schlangen, darunter acht giftige Arten, von denen die berüchtigte Cobra (Naja tripudians) die gefürchtetste ist. Ameisen, oft von riesiger Größe, und Termiten vernichten häufig Alles, was nicht von Metall oder Stein ist, ungeheure Spinnen und wegen ihres giftigen Bisses gefürchtete Tausendfüßler lauern unter Büschen und Steinen, während in den Sümpfen Millionen von kleinen Blutzegeln (Mirudo ceylanica) haufen, die selbst durch die dicksten Gewebe dringen und oft eine wahre Landplage bilden.

Der Elefant lebt im Innern des Landes noch in ziemlichlichen Herden wild; er wird auf Treibjagden in mit Baumstämmen umsaunte Plätze getrieben und dort durch dressirte zahme Elephanten mit Seilen gefesselt. Er läßt sich bald vollständig zähmen, zu allem Deutbaren abrichten und ist dann als Arbeitsthier unentbehrlich, indem er schwere Lasten fortbringen, den harten Boden umpflügen, aus den Bergwerken Erde und Erze fortzuschaffen muß; auch dient er als Reithier und ist sonst noch vielfältig nützlich. Gesehen wird er wie schon in den ältesten Zeiten durch einen Stachelhaufen, den der auf dem Rücken des Thieres sitzende Korker führt. Die sogenannten weißen Elephanten, die in ganz Indien für heilig gelten, sind Albinos. Ein beliebtes Verkehrsmittel bilden kleine, zweirädrige Karren, mit Zwerggebus bespannt. Diese Kinder, etwa von der Größe eines Fels, können erstaunlich schnell und ausdauernd laufen; man kann mit einem solchen Gespann bequem 60 englische Meilen in einem Tage zurücklegen.

Die gegenwärtige Expedition, die am 24. April, direkt von Marseille kommend, in München eintraf, besteht aus 50 Personen mit 12 Elephanten und 10 Zebuochsen, sowie aus einer interessanten ethnographischen Sammlung. Hervorzuheben sind 2 Buddhapriester, von denen besonders der eine einen sehr intelligenten Eindruck macht, 1 Zauberer, der schon eine Tour durch Europa mitmachte, 1 Stelzentänzer, 14 Teufeltänzer und 6 malabarische Komödientänzer, 3 Frauen und 3 Mädchen und endlich ein Zwergpaar. Der Mann ist Singhalese, 35 Jahre alt, die Frau, eine Tamil, zählt 20 Jahre; Beide sind nur 3 Fuß hoch. Die Vorstellungen der Truppe beginnen mit dem Auftreten von 4 singhalesischen Teufeltänzern und man kann sich kaum ein fremdartigeres und interessanteres Bild denken. Das Kostüm ist phantastisch, ja grotesk. Auf dem Kopfe tragen sie eine Art Helm aus schimmernden Metallstücken, an dessen Spitze ein langes Band befestigt ist, der Oberkörper ist dicht behangen mit Schellen, glänzenden Metallblechen und Glasperlenketten, dazu haben sie weite weiße Röcke an; der Tanz beginnt mit abwechselndem Vor- und Rückwärtsschreiten, wobei die ausgeführten Körperbewegungen sich genau dem Rhythmus der Musik, das heißt den Schlägen des Tam-Tam und der Korknetten anschmiegen und nicht unähnlich zu nennen sind. Allmähig gestaltet sich das Ganze zu einem vielfältig verschlungenen Reigen und geht endlich in eine Art rasenden Handgangs über.

Hierauf treten 6 Komödientänzer auf, die sehr hübsche Tanzfiguren ausführen, während sie tastmäßig dazu mit Holzstäben aneinander schlagen. Bei diesen Tänzen spielt der Stelzentänzer, der auf 6 Fuß hohen Stelzen die wunderlichsten Sprünge und Kapriolen macht und dazu fortwährend eine kleine Handtrommel bearbeitet, gewissermaßen den Dirigenten. Sämtliche Theilnehmer begleiten sich dazu stets mit lautem Gesang. Inzwischen nähern die Elephanten, voran 2 Thiere von gewaltiger Größe, die mit den Zähnen an Striden angeknüpfte mächtige Baumstämme herbeischleppen. Sind diese zu schwer, so schleifen sie dieselben, oder sie rollen sie mit der Nase auf dem Boden fort. Hierauf wiederum Tänze; die Weiber schlagen die große Trommel (Rabana), auch ein malabarischer Tischenpieler tritt auf, der recht Gelungenes leistet, besonders wenn man bedenkt, daß ihm keine Kermel zur Verfügung stehen, die bei unseren Tischenpielern eine so große Rolle spielen.

Inzwischen sind die Elephanten gefesselt und es naht die vorzüglichste und interessanteste Pöde der ganzen Vorführung, der „Perra-Herrazug“. Derselbe hat religiöse Bedeutung, stellt eine Huldigung an den Sonnengott dar, der um Kunst und Gnade angefleht wird, und findet in Ceylon um die Zeit der Sonnenwende Statt. Voran schreiten die beiden Buddhapriester mit zur Erde gesenkten Blicken und Palmfächern in den Händen. Hierauf folgt ein großer, reichgeschmückter Elefant mit blauer Satteldecke, auf dessen Rücken unter einem Baldachin ein Häuptling mit weißem Turban und weißem Gewand sitzt, Johann 4 Teufeltänzer und dann, von 2 Männern an vergoldeten Ketten geführt, ein zweiter Elefant mit rother, goldgefärbter Decke, der auf dem Rücken unter blauem Baldachin die glöckentartige, vergoldete, mit imitirten Edelsteinen besetzte Nachbildung des größten Heiligtums der Insel Ceylon, die Hülle des Zahnes des Buddhas, trägt. Derselbe wird im größten Tempel Ceylons, der Maligava in Kandy, aufbewahrt und steht in vierfacher Umhüllung: zuerst Kupfer, dann Zinn, dann Silber und endlich Gold. Hierauf kommen 6 Komödientänzer, dann weitere Elephanten abwechselnd mit Tam-Tamschlägern, zuletzt die Weiber und einige Zebuochsen, während der Stelzentänzer überall im Zuge seine Sprünge macht. Die Elephantenreiter tragen roth-weiß-gelbe Fahnen mit Löwen im weißen Felde, da der Löwe, dem Buddha geheiligt, das Königsthier der Hindus und Symbol der Stärke ist.

Die mitgebrachte ethnographische Sammlung zeigt uns hübsche, von singhalesischen Frauen ausgeführte Korbflechtereien, wie dieselben auch im Spitzendöppeln sehr geschickt sind, Masken für Teufeltänzer, Schirme und Hüte von singhalesischen Großen, Töpferwaren, Früchte und Muscheln, singhalesische Bücher, Ackerbau- und Tempelgeräthe, Waffen, Wandbilder und endlich Modelle von ceylonischen Rähnen, die so schön sind, daß sie unfehlbar umschlagen müßten, wenn sie nicht durch zwei lange Bambusstäbe, die mit einem der Äge des Booles parallelen Stamm verbunden sind, im Gleichgewichte gehalten würden. Hieran reiht sich zum Schluß noch eine Anzahl von photographischen Ansichten aus Ceylon, sowie von Einzel- und Gruppenbildern aus gegenwärtiger Expedition.

Denkvers.

Sprecht, was ihr wollt, die Götter dieser Welt sind's doch, worauf ihr euren Sinn gestellt; Die Besten selbst sind sorglos, sie zu mehren, Nur höchste Geister können sie entbehren.

George H. Pendleton,

der neue Gesandte der Vereinigten Staaten beim deutschen Reich.

In der Mitte des Monats Mai traf der neue amerikanische Gesandte, der nach dem Rücktritt Casson's die Vereinigten Staaten am Berliner Hofe vertritt, in der Hauptstadt des Kaiserreiches ein und wurde mit allgemeiner Sympathie bewillkommen. Pendleton ist ein begeisterter Verehrer der deutschen Nation, der stets zu Deutschland hielt, ein tiefes Verständnis der deutschen Bestrebungen und unseres Nationalcharakters hatte und mit dieser seiner günstigen Meinung nie zurückhielt, auch wenn die Strömungen in seinem großen Vaterlande gegen seine Ansichten gingen. Pendleton gehört auch einer der ältesten und angesehensten amerikanischen Familien an und ist eine sehr bedeutende und hochgeachtete Persönlichkeit der Republik, so daß seine Wahl ebenso als eine Art Ehrenbezeugung für das deutsche Reich angesehen werden darf, wie sie seitens der Amerikaner und günstig für uns ist. George H. Pendleton ist der Enkel von Nathaniel Pendleton, welcher im Jahre 1758 in Virginien geboren wurde, den Befreiungskrieg als Offizier mitmachte und welchen Präsident Washington zum präsidierenden Richter am Bundesgericht im Staate Georgia ernannte. Der Vater unseres Gesandten zog von Virginien nach New-York und von dort nach der Stadt Cincinnati. Hier wurde George im Jahre 1825 geboren und von hier aus trat er 1844, nachdem er seine Vorbildung in den besten Lehranstalten von Cincinnati empfangen hatte, eine Reise nach Europa an, woselbst er in Heidelberg und Berlin studierte, um dann wieder nach seinem Geburtslande zurückzukehren. Im Jahre 1846 verheiratete er sich mit Alice, Tochter von Francis S. Key, Dichter des Nationalgesanges „The Starspangled Banner“. 1853 wurde Pendleton in den Staatsenat von Ohio gewählt und bereits 1854 für das Repräsentantenhaus des Kongresses nominirt. Damals wurde er zwar in der Volkswahl durch eine seiner Partei — der demokratischen — sehr ungünstige Faktion der damaligen Gegenparteien geschlagen. Doch wurde er in den folgenden zehn Jahren noch fünfmal als Repräsentant für den Kongreß nominirt und ging viermal siegreich aus dem Wahlkampf hervor, so daß er dem nationalen Repräsentantenhaus als hervorragendes Mitglied im Ganzen acht Jahre angehörte.

Im Jahre 1864, als General George B. McClellan von der demokratischen Partei zum Präsidenten nominirt wurde, erhielt Pendleton als Vizepräsident die zweite Stelle auf dem Ticket.



George H. Pendleton,
nordamerikanischer Gesandter in Berlin.

1878 erwählte die Ohio-Staatslegislatur Pendleton zum Mitglied des Bundesenats, in welcher Körperschaft er zusammen mit Bayard (dem neuen Staatssekretär Cleveland's) der Führer der demokratischen Partei wurde. Als solcher verfaßte er auch die vor wenigen Jahren Gesetz gewordene Civildienstreformbill.

Als sein Termin als Bundesenator im Jahre 1884 abgelaufen war, trat Pendleton in der Legislatur von Ohio wiederum als Kandidat für jenes Amt auf, allein persönliche Feinde in seiner

eigenen Partei, welche selbst Bestechungen nicht scheuten, brachten ihn zu Fall und so schied Pendleton schließlich aus dem Senat, um seinen Platz dort an den Petroleumkönig Henry Payne abzugeben.

Die Erfahrungen, welche Pendleton auf mehrfachen Reisen in Europa und im Orient gesammelt hat, sowie seine Befähigung als Redner, Gesetzgeber und Staatsmann lassen ihn zu einem bedeutungsvollen Gesandtschaftsposten außerordentlich geeignet erscheinen.

Herat.

Der gordische Knoten von Pendsch-Deh hat seinen Schwerthieb nicht gefunden, die Lösung der großen Orientfrage ist wiederum vertagt worden — der Friede ist „gerettet“. Für wie lange? Wer vermag es zu sagen? Der nordische Kolos, der seit Jahrzehnten in der Vorwärtsbewegung durch Mittel-Asien nach Südasien begriffen, kann nicht mehr zurück, er wird auch kaum still stehen, nachdem ihn seine Expansionsbestrebungen bis an die Grenzen Afghanistans, nach Herat-Merw und den Oxyquellen geführt.

Herat, die Hauptstadt der östlichsten gleichnamigen Landschaft von Afghanistan, in ungemein fruchtbarer, mit Obst- und Blumengärten, Weinbergen und Kornfeldern überfüllt, vom Heri-Rud durchströmter Gegend, die Perle der Welt, der Segensort oder die Stadt mit 100,000 Gärten genannt, ist mehr als bloß vorübergehenden Interesses werth. Einst als prächtig gepriesen, ist es jetzt eine Stadt mit engen, finsternen, schmutzigen Gassen, durch einen großen, mit Kaffellen verhehenen Erdwall besetzt, berühmt aber durch die Fabrication vorzüglicher wollener und seidener Teppiche und dauerhafter Lederwaaren. Herat zählt ungefähr 45,000 Einwohner und ist durch seine Lage zwischen Indien, Persien, dem kaspischen Meere ein wichtiger Handelsplatz und strategisch höchst bedeutender Punkt, seit alten Zeiten der Durchgangspfad für die Eroberer Indiens, wie es auch neuerdings von dem Engländer Urauhart in seinem inhaltsreichen Buche: „Progress of Russia in the West, North and South“ als Hauptmittel

„of reaching India“ bezeichnet wird. Diese günstige Situation war die Ursache fortwährenden Unheils; Herats lange Geschichte ist nichts als eine Reihe von Belagerungen und Kriegsgreueln, die keine gegenwärtige Existenz als ein Wunder erscheinen lassen. Das Haraira der alten Perser, das Alexandria Ariorum der klassischen Geographen, kam es nach dem Falle des altperischen Reiches an die Khalifen und fiel nacheinander den Seltschulen, Turkmenen und Mongolen zur Beute, noch später wurde es



Herat in Afghanistan. Originalzeichnung von Th. Volz.



Ein schwatzhafter Besucher. Zeichnung von G. H. Palmer.

das Ziel persischer und afghanischer Eroberungsgelüste. Noch weisen zahllose Ruinen alter Prachtbauten, die die Umwallung in unkrautüberwucherten Trümmerhaufen umgeben, auf die blutgeschriebene Geschichte der vielumwundenen Stadt, die seit 1862 wieder mit Afghanistan vereinigt ist und heute — ein Schattenbild einstiger Größe, aber noch immer begehrenswerth — im blühenden, rosen durchdufteten Thale ihrer weiteren Schicksale harret.



Humoristische Blätter

Anekdoten und Witze.

Vor einer nicht gar langen Reihe von Jahren war Got, der jetzt gefeierte Mime, weder Schauspieler noch berühmt. Er war damals gerade — Journalist geworden. Freilich ist er über die Vorhalle des journalistischen Tempels niemals hinaus gekommen. Der Tempel aber war der „National“, eine täglich erscheinende Zeitung sehr jähmher Richtung. — Er schrieb in einem kleinen Verlage kurze Notizen und wechselte mit einem Kollegen Namens Pigeon ab, der jetzt übrigens längst todt ist, ohne eine Spur von sich hinterlassen zu haben. Der Tag, an welchem er mit seinem Freunde und Kollegen Pigeon zum ersten Male zur Kasse des National wanderte, die Quittung in Händen, um das erste bescheidene Honorar zu erheben, erschien ihm als der schönste seines Lebens. Die jungen Schriftsteller taumelten in einem Freudenrausch. In ihrem Entzücken beschloßen sie, dieses erste Lächeln des Glückes würdig zu feiern: ein Souperchen zu 3 Franken, inklusive Wein, welsch' ein Hochgenuss! Heiter waren sie gekommen, angeheitert gingen sie nach Hause. Das heißt, sie versuchten es, nach Hause zu gehen. Pigeon behauptete, total nüchtern zu sein, er übernahm also die Führung. Got begann sich am nächsten Tage nur, daß sie, unter lauten, etwas gefährlichen Debatten über die Tagespolitik und die Literatur, in großen Jidzadlinien auf dem Platz des Chateaubaud ankommen. Was weiter in dieser Nacht passierte, war ihm völlig dunkel. Wie er sich von Pigeon verabschiedete, wie er auf sein Zimmer gekommen und in sein Bett gelangt — davon verlor die Erinnerung in dem tiefen Schlaf, der ihn in dieser Nacht umfing. Gegen 8 Uhr am nächsten Morgen klopfte es an seiner Thür. „Hörst du?“ rief er mechanisch in seiner Schlaftrunkenheit, und auf der Schwelle unterscheidet er zwei Gestalten, schwarz gekleidet, mit feierlichen Mienen, den Cylinderhut in der Hand.

„Bitte, erklären Sie sich, meine Herren,“ flötet Got ver- schlafen und ganz verblüfft.

„Gestern Abend haben Sie sich so weit vergessen, mein Herr, in einem literarischen Streite Herrn Pigeon in's Gesicht zu schlagen.“

Got fährt in die Höhe, als ob er Gespenster sähe.

„Wie, ich... ich hätte Pigeon geschlagen... meinen lieben Kollegen... meinen besten Freund, den ich verehere?“

„Ganz so, wie er Sie, mein Herr...“

„Also ich habe Pigeon geschlagen?“

„In's Gesicht, mein Herr!“

„Das wissen Sie ganz genau?“

„Zweifeln Sie an unserem Wort?“

„Behüte!... Und nun kommen Sie...“

„Natürlich! Eine Ohrfeige verlangt Blut.“

„Ja, ja, ganz recht, Pigeon fordert mich... Ich verstehe noch immer nicht. Bitte, lassen Sie Ihre Karten hier, meine Herren...“

„Aber sagen Sie, darf ich fragen, um was es sich denn eigentlich bei dem Streite handelte?“

„Um Eugenie Grandet, den Roman von Balzac.“

„Wie?“ fragt Got ganz verblüfft zurück.

„Um Eugenie Grandet von Honoré Balzac. Sie behaupteten, es wäre ein Meisterstück. Herr Pigeon war entgegengesetzter Meinung. Nun, die Ansichten sind frei, besonders in der Literatur.“

„Aber Ohrfeigen, gestatten Sie uns, es zu sagen, sind eigentlich ein schlechtes Mittel, um zu überzeugen.“

„Gewiß, gewiß! Aber ich verstehe nicht, wie ich Jemandem eine Meinung ausdrücken konnte, die ich gar nicht besitze, gar nicht besitzen kann, da ich das Buch überhaupt nicht gelesen habe.“

„Wie, Sie haben Eugenie Grandet nicht gelesen?“

„Bis jetzt nicht, ich gestehe es...“

„Ah, dann läßt sich die Sache beilegen.“

„Wie?“

„Herr Pigeon hat Eugenie Grandet auch nicht gelesen. Da Sie Beide das Buch nicht kennen, so ist die Ohrfeige gegenstandslos geworden. Entschuldigen Sie, daß wir Ihren Schlaf gestört, mein Herr, wir empfehlen uns.“

Ein Fürst hielt seinen Einzug in eine Stadt.

Während der Bürgermeister eine Anrede hielt, ging just ein Esel vorbei und schrie so gräßlich, daß der Fürst entsetzt ausrief:

„Man bringe diesen Esel zum Schweigen!“

Der arme Bürgermeister hielt erschrocken in seiner Rede an und fragte:

„Meinen Sie mich, Hoheit?“

„Nein, den andern!“ erwiderte der Fürst.

Hinc illae lacrimae.

„Demnach wären Sie also, Herr Professor, ganz gegen das Frauenstudium?“

„Unbedingt.“

„Haben Sie denn verschiedene triftige Gründe dafür?“

„Einen, der alle einschließt: Meine Frau hat studiert!“

Enfant terrible.

Direktor N. ist bei Frau von X. auf Besuch. Die kleine Edith:

„Mama, zeige doch dem Herrn Direktor den schönen Zahn, den Dir vorgestern der Doktor eingeseht hat!“

Die schöne Wittwe.

Roman

von

E. S. v. Dedensroff.

(Fortsetzung.)

Wie wir dem Leser mitgetheilt, hatte Freilich sich einer Operation unterzogen, auf deren Gelingen Barning keine Hoffnung setzte, und sie war denn auch schlaggeschlagen. Der Justizrath sah der trüben Zukunft entgegen, völlig zu erblinden, und er, nicht Barning, war es, der durch das Band der Ehe mit Helene eine treue Pflegerin an sich fesseln wollte. Barning befand sich zufällig bei seinem Patienten, als Helene heimkehrte und von dem sonderbaren Benehmen Ella's bei ihrer Begegnung berichtete. Es liegt in der Natur des Menschen, sich unwillkürlich in dem Wahne zu wiegen, daß unsere Angelegenheiten für Andere besonderes Interesse haben, man glaubt sich viel mehr beobachtet, als das wirklich der Fall ist, und wie man einerseits die Kritik Dritter oft ganz unnötig fürchtet, ist man überrascht und befremdet, wenn man entdeckt, wie wenig sich selbst nahe- stehende Personen um uns bekümmert haben. Es bedarf meist erst des Nachdenkens von unserer Seite, ein sehr egoistisches Urtheil zu mildern. Die Krisis, in welcher sich Freilich vor und während der Operation befunden, hatte Helene so lebhaft beschäftigt, es waren so viel Beweise der Theilnahme für ihn von allen Seiten gekommen, man hatte bei dieser Gelegenheit über die Bedeutung Barning's als Arzt so viel gesprochen, daß weder Helene noch jetzt der Justizrath auf den Gedanken kamen, Ella könne wirklich von allen den Vorgängen nichts gewußt haben, daß Freilich und auch Willi jetzt den Eindruck erhielten, der Helene im Kaufstaben so tief empört: daß Ella, welche allein von den Bekannten des Justizraths sich nie nach seinem Befinden erkundigt, die Unkenntniß von der Operation nur heuchle. Wo diese Voraussetzung herrschte, mußte es einen sehr düsteren Schatten auf Ella werfen, daß sie die Gelegenheit, die ihr geboten wurde, Freilich wenigstens eine Phrase der Theilnahme sagen zu lassen, zu einem boshaften Ausfalle gegen Willi benützte — denn anders war die Frage, „ob etwa Barning sich an ihm versucht?“ nicht zu verstehen.

Man vergißt bei seinem Urtheile über Andere stets, sich in die Verhältnisse hineinzudenken, in denen Andere leben. Die Berufung Barning's an die Klinik hatte in allen Blättern gestanden, Willi konnte eitel auf die Aufnahme sein, die ihm von Autoritäten der Wissenschaft geworden, von allen Seiten hatte man die Operation mit Interesse verfolgt und es wurde dieselbe, wenn sie auch nicht den gewünschten Erfolg gehabt, doch als ein Meisterstück der Kunst gerühmt, da sie die vorher gestellte Diagnose Willi's konstatirt und zu einer lehrreichen Entdeckung geführt. Alles dieß mußte nach dem Glauben der Betheiligten ganz Berlin wissen, und Ella sollte keine Ahnung davon haben, es sollte etwas Anderes als niedriger Hohn gewesen sein, wenn sie von Barning wie von einem Charlatan gesprochen?

Helene, Freilich und Barning vergaßen zu bedenken, daß Ella vielleicht kaum die Zeitungen durchblättert und dann wohl nur einen Blick in den Theil geworfen, welcher Nachrichten aus den Kreisen brachte, in denen sie früher gelebt, sie konnten nicht ahnen, daß Ella jedes Gespräch über Freilich mit ihrem Anwalt, daß sie jede Frage vermieden, welche sie an Personen erinnerte, vor denen sie zu erröthen hatte. Es lag Freilich und Willi gewiß sehr fern, die wahre Ursache der Erregung Ella's beim Anblick Helene's zu errathen, und es war daher sehr erklärlich, daß man den Worten Ella's die ungünstigste Auslegung gab, daß die leise Hoffnung Willi's, er sei der schönen Frau doch nicht ganz gleichgültig, den Todesstoß erhielt.

Wie hatte die Liebe in seiner Brust immer wieder gegen das Gefühl gekämpft, Ella verdammen und verachten zu müssen! Wie hatte er sich bemüht, ihr Bild in seinem Herzen von den Flecken frei zu erhalten, die Alles, was er von ihr hörte, darauf warfen! Er mußte jetzt über die eigene Schwäche erröthen, die Reizung zu einem Weibe heimlich in der Brust zu pflegen, das sich darin gefiel, seiner bei jeder Gelegenheit zu spotten und ihm, der sie wahrlich geschont, ihre Verachtung zu erkennen zu geben! Er sprach kein Wort, aber der düstere Ernst in seinen Zügen verrieth, wie ihn dieser niedrige Haß Ella's endlich dahin gebracht, sich gegen eine Schwäche zu ermannen, deren er sich in diesem Kreise nie geschämt, die er sogar gegen Freilich vertheidigt, der es längst aufgegeben, Ella noch werth der Theilnahme zu halten.

War es eine Fügung oder einer jener verhängnißvollen Zufälle, die im Menschenleben dämonisch walten, daß Willi, der den Justizrath sehr bald verlassen, sich gerade in einer für Ella so ungünstigen Stimmung befinden mußte, als er in seiner Behausung den Kriminalkommissär Mensing traf, der schon zweimal nach ihm gefragt und jetzt seine Rückkehr erwartete?

Der Beamte erbat ein vertrauliches Gespräch, mit dem Bemerkten, daß er mit Rücksicht auf das Interesse, welches Barning bei seiner früheren Vernehmung für die Baronin Lieben zu erkennen gegeben, ihn nochmals zu sprechen wünsche, ehe er in einer Angelegenheit, welche dieselbe sehr nahe berühre, entscheidende Maßregeln treffe.

Noch vor wenig Stunden hätte Willi es freudig be-

grüßt, Ella durch seine Verwendung Unannehmlichkeiten ersparen zu können, jetzt leitete ihn allein das Gefühl, er entwürdigte sich selbst, wenn er sich, ohne von ihr dazu aufgefordert zu sein, in ihre Angelegenheiten mische, er habe kein Recht, Jemand in dem Wahne zu erhalten, daß er Ella nahe stehe oder ihr Beschützer sei.

„Ich bedaure sehr,“ antwortete er in kühlem, gemessenen Tone, „Ihre Voraussetzung widerlegen zu müssen, ich stehe der Frau Baronin von Lieben völlig fern und bin auch überzeugt, daß ihr keineswegs ein Gefallen damit geschieht, wenn Sie mich von ihren Angelegenheiten in Kenntniß setzen.“

Der Beamte schaute sehr befriedigt auf.

„Um so besser,“ sagte er, „wenn Sie frei von Rücksichten für die Frau Baronin sind, ich werde dann um so mehr auf Ihr Urtheil geben können.“

„Ich will weder etwas wissen, noch werde ich ein Urtheil abgeben,“ unterbrach Willi den Beamten mit Ungebulb. „Sind Sie amtlich beauftragt, mich zu vernehmen, so werde ich mich fügen, aber ich sage Ihnen vorher, daß ich meinen früheren Angaben nichts hinzuzufügen habe, Privatanfragen weise ich zurück.“

„Herr Doktor, Sie wünschen über gewisse Dinge Dis- kretion zu beobachten, das war statthaft in einer Unter- suchung, wo Sie Strafantrag zu stellen hatten, wenn Sie aber als Zeuge in einer Kriminalsache vernommen werden, dürfen Sie nichts verschweigen, was zur Aufklärung der Sache dient, und Sie können allein durch vertrauliche Er- öffnungen mich in die Lage bringen — je nach Lage der Dinge, Ihnen eine solche Vernehmung vielleicht zu er- sparen.“

„Ich verstehe das nicht. Ich denke, jene leidige Ange- legenheit ist erledigt?“

„Nein,“ lächelte der Beamte. „Bei einer lebensgefähr- lichen Verwundung eines Menschen durch Zufall, Mißge- schick, Irrthum eines Dritten hat der öffentliche Ankläger kein besonderes Interesse, das Gesetz zur Geltung zu brin- gen, wo aber ein Verbrechen, ein Mordanschlag vorliegt, wird der Schuldige verfolgt, ob der Betroffene es wünscht oder nicht.“

„Ich habe Ihnen erklärt, daß ich an einen solchen An- schlag gegen meine Person nie geglaubt und nie glauben werde.“

„Und ich habe nie daran gezweifelt, Herr Doktor, daß er existirt hat, ich habe die Beweise dafür so gut wie in Händen, für mich existirt nur noch die Frage, wie viel Mitschuldige der Thäter gehabt und wer der Urheber des Verbrechens. Es wird von Ihnen abhängen,“ fuhr Men- sing, der Willi die Farbe wechseln sah und daraus erricht, daß dieser seiner Sache nicht völlig sicher sei, „ob ich eine gewisse Person, welche Sie in Ihrer früheren Aussage sichtlich geschont, verhaften muß oder — wenn die Umstände es irgend gestatten, mit Rücksichten behandeln darf, ohne mich schwerer Verantwortung auszuweichen.“

Willi war tödtlich erschrocken, er vermochte sein Ent- setzen, seine Unruhe nicht zu verbergen.

„Verhaften?“ stotterte er, den Beamten anstarrend — „heiliger Gott, Sie reden doch nicht von der Baronin Lieben?“

„Herr von Alm ist in Berlin, er will nach Amerika, er ahnt nicht, daß ich ihm hieher gefolgt, daß alle seine Schritte bewacht werden. Er hat der Baronin von Lieben ein Billet zugestellt, von dem ich, ehe es seine Adresse erreichte, Kennt- niß genommen. Es handelt sich um eine Geldverpressung oder um die Forderung eines Schuldigen an seine Mit- schuldige, verheißene Versprechungen zu erfüllen. Die Frau Baronin hat gewiß sehr auffälligerweise ihre plötzliche Ab- reife von Berlin beschlossen, sie will schon heute Abend fort. Ich wollte Sie, Herr Doktor, zuvor sprechen, ehe ich mir die Erklärung dieser Abreise fordere, die, wie ich stark ver- muthe, nicht gestattet werden kann. Alm hat Ihnen nach dem Leben getrachtet, er hat sich das Gewehr des Försters verschafft und auf Sie geschossen. Er bedroht die Baronin mit der Enthüllung von Geheimnissen. Sie haben damals jede Auslassung verweigert, welche eine klare Einsicht in die Verhältnisse ermöglicht hätte — müßten Sie jetzt vor Ge- richt treten, so dürfen Sie nicht mehr schweigen. Wollen Sie mir das Vertrauen schenken, das ich im Interesse der Baronin erbitte? Wenn dieselbe schuldlos ist, so verbergen Sie mir die näheren Umstände nicht, dieselben können doch nicht lange mehr Geheimniß bleiben!“

(Fortsetzung folgt.)

Baikovoithee.

Die russische Aristokratie gilt anerkanntermaßen als gewiegte Kennerin feiner chinesischer Thees; die von ihr bevorzugte Sorte heißt Baikovoithee. Der Aufguss, wenn servirt, ist nicht dunkler wie etwa Bernstein und hat ein ungemein feines Parfüm, das von einer Beimischung von Jasminblüthen herrührt. Diese Blume wird in China, hauptsächlich zu diesem Zwecke, adersweise angebaut, ungefähr wie bei uns die Kartoffel. Baikovoit wächst nur in einem einzigen, etwa sieben Tagreisen von der Stadt Fou-Tschou entfernten Distrikt und kann man sich von dem hohen Gewinn, den der Theehandel abwirft, annähernd einen Begriff machen, wenn man erfährt, daß am genannten Plage ein Kan oder 150 Pfund etwa 8 Mark 50 Pfennig kostet, während dasselbe Quantum in Petersburg für circa 2470 Mark verkauft wird.



Aus Natur und Leben

Von
M. Fries.

III.

Der gemeine Wachholder (Juniperus communis).

Ein in bergigen Gegenden, an sonnigen Lagen, auf magerem, unfruchtbarem Boden in ganz Europa wachsender Strauch, der auch unter den ungünstigsten Lebensbedingungen gedeiht an Stellen, wo kein anderes Gesträuch mehr fortkommt, ist der Wachholderstrauch.

Wenn nun dieser immer grüne Nadelholzstrauch sich von selbst einnistet und noch da gedeiht, wo keine andere Pflanze bestehen kann, verdient er nicht der sorgfältigsten Kultur gewürdigt zu werden? Gewiß ist es sehr zu beklagen, daß dieses so sehr nützbringende Fingerzeichen der Natur nicht mehr beachtet und allen Ernstes nachzuahmen gesucht wird, denn wie viele kahle Landstrecken finden sich nicht vor, welche nur dadurch unfruchtbar sind, weil der Boden keine Beschattung, somit gar keinen Theil an der atmosphärischen Feuchtigkeit zu halten im Stande ist. Würde nun überall an solchen kahlen Plätzen die Wachholderstaude gepflanzt und gepflegt, wie manche Stelle könnte wieder fruchtbar gemacht werden, denn nicht allein, daß die Wachholderpflanze gedeihen würde, gewiß würden sich auch bald unter deren Schatten Gräser und Kräuter einstellen, die ebenfalls dazu beitragen würden, den sterilen und unfruchtbaren Boden in wenigen Jahren in eine humusreichere Beschaffenheit umzugestalten, denn dieser Strauch dehnt sich außerordentlich aus, so daß er schon in wenigen Jahren dem Boden die so nöthige Beschattung bietet, daß auch andere Nadelholzarten dazwischen angebaut werden können, besonders gedeiht auch das Tannenbäumchen unter dem Schatten des Wachholderstrauches sehr vortreflich.

Der Wachholderstrauch ist für eine sorgfältige Kultur außerordentlich dankbar, sein Gedeihen ist stets sicher, und ebenso sicher ist auch in späteren Jahren, wenn man unverdrossen und beharrlich mit der Kultur fortfährt, das Fortkommen von Tannenbäumchen, die so zwischen die Wachholdersträucher zu setzen sind, daß sie unter deren Schatten auch die nöthige Feuchtigkeit im Boden und Schutz haben. Die Möglichkeit eines Gelingens, ein unfruchtbares, ddes Land in einen Waldbestand zu versetzen, ist gewiß von unberechenbarem Nutzen. Der materielle Nutzen, den der Holzertrag repräsentirt, ist nicht in Betracht zu ziehen mit dem überaus großen Einfluß, den der Wald auf die Fruchtbarkeit und Gesundheit der Länder ausüben vermag. Welchen außerordentlichen Schaden gänzliche Ausrottungen von Waldungen verursachen können, wissen leider die südlichen Länder Frankreich, Spanien, Italien u. sehr zu beklagen; dort hat man größere Strecken Land durch gänzliche Entwaldung für jede edlere Kultur unempfänglich gemacht und auf diese Weise die ganze Gegend in Armuth versetzt.

Der natürliche Einfluß der Waldungen erstreckt sich insbesondere auf die örtliche Temperatur, das öftere Regnen von bedeutender Menge und dadurch auf die Gewässer, die Feuchtigkeit der Atmosphäre, die Gesundheit der Luft, die Fruchtbarkeit des Bodens und somit auf den gesammten ökonomischen Zustand der Völker.

Der Wachholder liebt Wärme, nur muß die nöthige Feuchtigkeit im Boden vorhanden sein. Die Fortpflanzung kann sowohl durch Samen wie auch durch Stecklinge ausgeführt werden.

Wo die Saat eine rationelle oder, möchte ich sagen, forstwirtschaftliche ist, nimmt man die Saat schon im Spätsommer in einem Gartenbeet vor, das vorerst recht gut gedüngt, hernach gelodert wurde, denn nicht allein der Samen, sondern auch der Strauch will lockern Boden haben. Die Saat ist in Furchen zu säen, damit der Boden ausgekült und seinerzeit durch Behacken locker erhalten werden kann. Die Saat muß immer sehr dicht vorgenommen werden, weil über die lange Dauer, bis die Pflänzchen zum Verkehen erstarken, sie sehr an der Zahl abnehmen, namentlich wird bei der Saat im Freien sehr viel Samen aufgefressen, denn es steht beinahe 1½ Jahre an, bis die Samenpflanzen sichtbar werden.

Wurde die Saat auf kahle Landstrecken vorgenommen, dann ist es um so mehr erwünscht, wenn der Stand der Pflanzen ein sehr zahlreicher ist, um möglichst bald dem Boden eine Beschattung zu geben. Bei der Saat auf den kahlen Ort zum Zwecke der Begrünung und Beholzung der kahlen Fläche sucht man so gar noch durch Gras- und Kleeaat zu begrünen und zu beschatten, denn sobald das erreicht ist, geht auch das Wachsthum des Wachholderstrauches rascher vor sich. Werden die Pflanzen vorerst im Gartenbeet erzogen, so hat das Verkehen zu beginnen, sobald die Pflanzen die erforderliche Stärke und einen vollkommenen Wurzelstand haben, denn gerade weil die Wurzeln nicht in die Tiefe dringen, sondern sich nur oberflächlich ausbreiten, so muß die Zahl der Wurzeln eine beträchtliche sein. Hierzu muß das Land zuvor möglichst tief gelodert werden, damit dem Eindringen der Wurzeln in die Tiefe keine Hindernisse in den Weg treten.

Beim Pflanzen mit Stecklingen, die man ankauft, hat man auf junge Pflanzen mit starkem Wurzelstock zu sehen, denn von älteren Pflanzen breitet sich nach dem Verkehen der Wurzelstock nicht mehr in dem Verhältnis aus und das Wachsthum des ganzen Strauches ist gehemmt, aus dem höchstens struppige Nester hervordrängen.

Das Verkehen mit jungen Pflanzen, welche aus der Saatstule kommen, hat im Frühjahr und zwar möglichst bald zu geschehen, damit die Pflänzchen angewachsen sind, ehe anhaltende Trockenheit eintritt.

Sollte dagegen die Pflanzung mit schon größeren und älteren Stecklingen vorgenommen werden, so dürfte die Herbstpflanzung den Vorzug verdienen, und dies um so mehr, je trockener das Klima und der Boden ist; in einem rauhen Klima und feuchter Lage verdient dagegen die Frühjahrspflanzung den Vorzug. Sind nun die Pflanzen gesetzt, so werden sie begossen, was dann oftmals zu geschehen hat. Möge nun auch die Wachholderpflanze

kultiviert werden, zu welchem Zweck sie wolle, so kommt man nur dann sicher zum Ziele, wenn die Pflanzen so rasch wie möglich erzogen und in ihrer Ueppigkeit erhalten wurden, worauf stets die größte Sorgfalt gelegt werden muß.

Bei dem Verkehen der Pflanzen hat man eine gleichweite Entfernung einzuhalten, damit man seinerzeit Nichten oder Weichholzerstrauch eine Höhe hat, daß er der jungen Pflanzung Schatten und Schutz bieten kann. Zur Pflanzung glaube ich besonders die Fichte empfehlen zu sollen mit sehr jungen Pflanzen, die in Mehrzahl mitstammt dem Ballen ausgehoben und wieder eingekleidet werden müssen. Da die Fichte viele Feuchtigkeit verlangt, so ist es sehr erwünscht, wenn nach der Pflanzung anhaltend feuchte Witterung folgt; hat man dagegen längere Zeit Trockenheit, so darf ein oftmals wiederholtes Begießen nicht unterbleiben.

In den ersten Jahren ist bei der Pflanzung des Wachholderstrauchs alle Sorgfalt darauf zu verwenden, durch Begießen eine Begrünung des Bodens durch Gräser und Kräuter zu schaffen, um den Boden vor allzu starkem Austrocknen zu schützen, damit kein Unterbrechung in der Vegetation eintritt.

Ein oftmaliges Nachsehen darf nicht verdrücken, daher gebietet auch die Vorsicht, möglichst viele Pflanzen zu ziehen, um zur Nachsehen stets Pflanzen zu haben. Beharrlichkeit und Fleiß führen sicher zum Ziele.

Als Strauch wie als Baum gibt der Wachholder durch seine Früchte reichliche Erträge. Die gelblich-grünen Blüten erscheinen im Mai und es bilden sich aus ihnen erbsengroße Beeren, die zwei Jahre zur Reife brauchen. Im ersten Jahre findet man nur kleine grüne, eiförmige Beeren, die dann im zweiten Jahre sich mehr runden und schwarzblau werden. Als Zeichen der vollen Reife gilt das bläuliche Vereiseln, das man im Spätsommer wahrnimmt. Man findet weibliche Wachholdersträucher, wo man Blüte, einjährige grüne Beeren und zweijährige reife Beeren sehen kann. Das Sammeln der reifen Wachholderbeeren kann beinahe zu jeder Jahreszeit geschehen, denn sie bleiben im reifen Zustand ein volles Jahr noch hängen, bis sie von selbst abfallen.

Die Benützung der Wachholderbeeren ist sehr verschiedenartig: als Gewürz zu Speisen, zur Bereitung des Wachholdermuskus und Wachholderjafes, des Wachholderbranntweins und Wachholderöls.

Die Wachholderbeere (Bacca juniperi) enthält viele süßliche und zugleich harzige Bestandtheile und ist von kräftigem, balsamischem Geruch, der namentlich beim Verbrennen auf glühenden Kohlen besonders angenehm hervortritt, daher sie auch häufig anstatt Räucherpulver auf glühende Kohlen gestreut werden. Hierzu müssen die Wachholderbeeren vollkommen reif sein, das Äußere glänzend schwarz, das Innere grünlich-braun, schwer und von kräftigem, balsamischem Geruch und von gewürzhaftem, bitterlich-süßem Geschmack. Ihr Genuß befördert die Hautausscheidung und die Absonderungen, stärkt den Magen und trägt zur Verdauung sehr viel bei.

Neuerlich findet die Wachholderbeere als zertheilendes Mittel bei Geschwülsten Anwendung.

Das Wachholdermuskus. Hierzu werden vollständig reife, frische Beeren gewählt, zerquetscht und 5 Kilogramm Wachholderbeeren mit 20 Kilogramm kaltem Wasser (siedendes Wasser theilt dem Mus den der Wachholderbeere eigenthümlichen unangenehmen Beigeschmack mit) gemischt; man läßt das Mus 24 Stunden stehen und rührt es mehreremal um, damit ein Seihen durch ein Tuch möglich wird und sich der Saft der Wachholderbeere mit dem Wasser vollständig mische. Um alle Flüssigkeit zu bekommen, preßt man die Masse aus, läßt sie kurze Zeit stehen, bis sich das Unreine gesetzt hat, gießt die geklärte Flüssigkeit sehr behutsam ab, damit der Bodensatz abgefordert bleibt, und dampft sie am Kohlenfeuer bei gelinder Wärme so lange, bis der Saft so dick als Honig ist. Will man dieses Mus genießbarer und angenehmer machen, so kocht man während des Einkochens des Saftes je nach Belieben gestöhnen Zucker bei, etwa zu 5 Kilogramm Wachholderbeeren ¼ Kilogramm Zucker. Das Wachholdermuskus ist in gut bedeckten Gefäßen an einem trockenen, kühlen Ort aufzubewahren.

Wachholderjaf. Hierzu nimmt man reife, gesunde Wachholderbeeren, zerstoßt sie, mengt 5 Kilogramm Wachholderbeeren mit 15 Kilogramm Wasser, kocht es etwa eine halbe Stunde lang am schwachen Feuer, alsdann wird der Saft durch eine Leinwand filtrirt, der Rückstand mit heißem Wasser nochmals übergossen, die Masse fest durcheinander gearbeitet und ausgepreßt. Diese Flüssigkeit wird alsdann in einem Kessel bei gelinder Wärme zur Honigdick eingedampft. Der Saft wird in Flaschen gefüllt, die gut zugestopft werden müssen.

Wachholdergeist. Diesen erhält man durch Destillation der Wachholderbeeren.

Praktische Erfahrungen über das Waschen wollener Stoffe.

Die zum Waschen benötigte Laugenflüssigkeit muß, so schreibt man in der „Färberzeitung“, so heiß als irgend möglich sein. Zur Entfernung von fettigem Schmutz, Schweiß und dergleichen empfiehlt sich am besten Seifenlösung mit Salmiakgeist. Letzterer bewirkt die Auflösung des Schmutzes an bestimmten, schwer zu reinigenden Stellen wollener Unterjacken und dergleichen vollkommen, hebt und erstirkt auch bunte Farben. Zur Reinigung weißer Wollstoffe bewährt sich insbesondere eine mit Borax versetzte, kochend heiß angewandte Seifenlösung; dieselbe gibt den Waaren eine Lockerheit und ein so blendendes Weiß, daß sie oft neu taum befehen. Bei guten Wollstoffen trennt man weiße und bunte, bereitet zu letzteren eine Lauge aus etwa 8 Liter Regenwasser und einem halben Pfund bester gelber Glainseife. Diese über Feuer aufgelöste und gehörig durchrührte Lauge, deren Zusammensetzung, je nachdem die Sachen mehr oder minder schmutzig sind, natürlich veränderlich, vertheilt man gleichmäßig in zwei Gefäße und nehme zu deren einen auf 1 Liter Lauge einen kleinen Theelöffel voll Salmiakgeist. Wenn man die Wollstoffe hineinbringt, was allmählig geschehen muß, so soll die Lauge so heiß sein, daß man mit der Hand nicht hineingreifen kann, sondern mit einem Paar reiner hölzerner Kessel die Sachen drücken, umwenden und bearbeiten muß. Letztere werden dann möglichst ausgedrückt und darnach in der zweiten Lauge ohne Salmiakgeist bearbeitet. Diese muß sich indeß schon so weit abgekühlt haben, daß man die Gegenstände fest ausdrücken kann, wobei aber niemals die drehende Bewegung des Auswringens stattfinden darf.

Nun werden die Stücke zum bessern Trockenwerden durch drei

bis vier weiche trockene Handtücher gedrückt, bis sie fast keine Feuchtigkeit mehr abgeben. Darnach zieht man jeden Gegenstand in die Gestalt, welche er haben soll; Unterjacken zum Beispiel dehnt man etwas in die Weite, noch mehr ist dies bei den Ärmeln nöthig, die gerne lang und eng werden. Beim Aufhängen auf die Leine berücksichtigt man die Form genau, so dürfen Jacken nur der Quere nach, also der Halsauschnitt rechter Hand, der untere Rand links, aufgehängt werden. Im Sommer gerathen



Winter trocken mit im warmen Sommer in der Nähe des Wassers.

Bilderräthsel



Auflösung des Bilderräthfels Seite 515:

Na, da soll nu man einer rathe, wie dat herse thut!

Logogriph.

Sie mehrten ihr Geschlecht, sind sie vom Stamm gesprungen, Das erste Zeichen weg, bist du davon durchgedrungen.

Auflösung der Charade Seite 515:

Norwegen.

Kleine Korrespondenz.



Hrn. J. Göttes in Paderborn. Gerade jetzt ist eine neue Ausgabe eines Führers durch Tyrol, das bayerische Hochland, Salzburg, Borsberg u. von Anthor (Wien, Anthor) erschienen, den wir Ihnen warm empfehlen können.

Hrn. G. Aleem in Berlin. Sie werden den Roman schon in der ersten Nummer des bald folgenden neuen Jahrgangs finden. Wir bitten um Nachsicht, er wird Sie um so mehr interessieren.

Reisbüchlein in Bernburg. Ein so garter Name und so starke Leidenschaftlichkeit. Ein Reisbüchlein muß die Politik und den Rassenhof von sich fern halten.

Hrn. Minna Braun in Bamberg. 1) Der Autor lebt in Stuttgart. 2) Aus „Don Karlos“, 2. Akt, 1. Szene.

G. L. in Neubütte. Scharfrieche Stoffe, wie Bestreichen mit Anisöl, auch das Hinlegen eines Streifens von Oenurh hat sich hier bewährt.

Richtige Lösungen von Rebus, Charaden, Räthseln u. sind und zugegangen von: Hrn. Marie Hinderlin, Halle; Mathilde Geilich, Hannover; Emilie Bertach, Rosenheim; Gustave Sturg, Zürich; Elise Fendt, Mannheim; Hermine Kietner, Luzern; Erna Homil, Prag; Hrn. G. Fried, Verleberg; J. Kemmer, Bromberg; G. Rutschera, Wien; W. Samler, Ulm; A. Heller, Innsbruck; G. Riendorf, Halle; G. Bremer, Stettin; G. Uhlis, Berlin; G. Rammroth, Bernau; G. Adker, Salzburg; W. Brandt, München; J. Tobler, Korbach; W. Gravenhuid, Leyden; J. Burg, Ravensburg.

Hrn. M. Rütthofen in Salzburg. Die Lösung war ja: „Ein ausgemachter Spitzhube“.

H. E. in G. Da sind Sie im Irrthum, Moritz von Schwind ist schon im Jahre 1871 gestorben (am 8. Februar), die von Ihnen angeführten „Märchen von den sieben Raben“, 6 Blatt in unveränderlichem Bildruck, können Sie von unserer Verlagsbuchhandlung als Abonnent unseres Journals noch zum Vorzugspreis von Mark 7.50 beziehen. Ihre Buchhandlung wird die Beforgung gern übernehmen.

J. L. 70. Bernstein, gleich verfeinertem Holz im Brande untergegangener Wälder von Erdbildungsperioden.

